

Theodor Ebert

Die poetische Methode oder Peter Handkes Reiseberichte aus Jugoslawien als Friedenstexte

Vortrag am 24. Februar 2001 an der Evangelischen Akademie Iserlohn im Rahmen des Symposiums "Medien zwischen Krieg und Frieden" der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung

Aus der Praxis der Desinformation

Am 29. Januar 2001 berichtete das Zweite Deutsche Fernsehen in einem ZDF-Spezial nach den 19 Uhr Nachrichten über die Erdbebenkatastrophe in dem indischen Bundesstaat Gujarat mit Epizentrum in Ghuj. Der für Spezial-Sendungen dieser Art bewährte Sprecher versuchte das Mitgefühl der deutschen Zuschauer zu steigern, indem er gleich zweimal sagte, dieses Unglück habe "die Ärmsten der Armen" getroffen. Dabei richtete sich die Kamera auf zusammengesacktes, betoniertes Bauwerk, aus dem einzelne Stahlstängel herausragten. Der Pfusch war auf den ersten Blick erkennbar, nicht aber wie abwegig die Deutung, dass in diesen Bauten die Ärmsten der Armen gewohnt hätten. In Indien haben die Ärmsten in den Städten überhaupt kein Dach über dem Kopf; sie kriechen unter Plastikbahnen. Und die Armen leben in einfachen, doch in der Regel sauberen, hüttenartigen Quartieren. Diese selbstgebaute Hütten sind zwar primitiv und wackelig, aber ein Erdbeben halten sie aus, und wenn sie einstürzen, können ihre Bewohner oder die Nachbarn die leichten Trümmer mit bloßen Händen zur Seite räumen. Und von dem reisstrohgedeckten, auf Ästen ruhenden Dach eines herkömmlichen Bauernhauses wird man auch kaum erschlagen.

Eine Woche später berichtete Gabriele Vensky direkt aus Ghuj im Berliner „Tagesspiegel“ Folgendes: "Die Distrikthauptstadt Ghuj hatte einmal 200 000 Einwohner. Eine wohlhabende Stadt war sie, denn Ghuj war ein Zentrum der Juweliere und Goldschmiede. Auch Bharat Mehta war als Goldschmied zu Reichtum gekommen. Da war der Familie der kleine Raum hinter dem ebenerdigen Laden, in dem sie alle zusammen hausten, zu eng geworden. Also hatte der Juwelier aufgestockt, erst einen Stock, dann noch einen, hatte einfach oben draufgebaut, ohne Rücksicht auf Statik und Haltbarkeit. Alle seine Nachbarn hatten das so gemacht in der Altstadt. Genau das ist wohl der Grund, warum gerade Ghuj fast vollständig zerstört worden ist."¹

In diesem Falle hatte es niemand geschadet, dass im ZDF-Spezial über die Betroffenen etwas Verkehrtes gesagt worden war. Caritas und Rotes Kreuz werden die Spenden schon richtig eingesetzt haben, und aus deutscher Sicht darf man auch den indischen Mittelstand noch arm nennen.

Schlimm ist nur, wenn es sich bei den Fehlinformationen nicht um Tränendrüsendrückerei, sondern - ich verwende nun Worte von Peter Handke - um das "Fernfuchteln" von Presseorganen handelt, die mit ihren "Tendenzkartätschen" differenzierte Bilder der Wirklichkeit von der Platte putzen, bis auf der tabula rasa das virtuelle Feindbild wirksam wird.

¹ Gabriele Vensky, Bhuj: Wunder nach dem Beben. Nicht alle Orte im indischen Katastrophengebiet sind zerstört / Der Feind Pakistan sendet Hilfsgüter. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 6.2.2001

Am 1. Dezember des vergangenen Jahres wurde Heiko Franzen, Ex-Pressesprecher der deutschen KFOR-Einheit im Kosovo von Nadja Klinger und Andreas Lehmann im „Tagesspiegel“, interviewt. Das war 1 ½ Jahre, nachdem die Deutschen unter den Beschuss der Interventionspropaganda ihres Verteidigungsministeriums geraten waren. Das Feindbild des Kosovo-Krieges erwies sich als nachhaltig, war auch vom Presssprecher der deutschen KFOR-Truppen vor Ort kaum zu erschüttern.

Ich zitiere aus diesem Interview:

Sie waren als Presseoffizier eingesetzt und haben deutsche Journalisten betreut. Mit welchem Bild sind Sie in das Kosovo gekommen?

Mit dem klassischen: Der Serbe ist der Kriegsverbrecher, und der Albaner das Opfer. Daraus resultierend dann die Berichterstattung: Also, wir brauchen eine Gruppe von Kindern, die fliehen musste und jetzt ins Dorf zurückgekehrt ist. Dann am besten noch eine Frau, die ihren Mann verloren hat und nun mit ihren fünf Kindern alleine dasitzt. Das war das, was gerne genommen wurde...

Sie sagten, das Bild vom Kosovo, das Sie und wahrscheinlich 95 Prozent der Soldaten vor ihrem Einsatz hatten, war mediengeprägt. Dort unten waren die Mitarbeiter von Print und Fernsehen auf Sie angewiesen. Nun kam das Klischee also von Ihnen?

Ich habe versucht, den Journalisten beide Seiten zu zeigen. Wollten sie mit Albanern reden, die vertrieben wurden und nun zurückgekehrt waren, habe ich sie auch noch in ein zerstörtes serbisches Dorf gebracht, durch das die UCK gerollt war und wo Menschen exekutiert worden sind. Wollten sie in die Enklave, bin ich hinterher noch zu einem albanischen Massengrab gefahren.

Wie haben die Journalisten reagiert?

Anfangs abgewunken: Das wollen wir nicht. Aber ich hatte schließlich das Auto. Am Ende hieß es: Danke schön, das war sehr interessant, aber ich brauche es nicht für meinen Beitrag.

Entsprachen die Texte oder Filme, die entstanden sind, Ihren Intentionen?

Am Ende habe ich doch wieder klassische Bilder gesehen. Aus Vilika Hoca wurde ein Dorf voller Kriegsverbrecher, das nicht vor Albanern geschützt werden muss, sondern bewacht wird, weil es gefährlich ist.

Können Sie sich das erklären?

Vielleicht lässt es sich anders nicht verkaufen? Das habe ich mich oft gefragt, auch meine Frau hat mich das gefragt, wenn wir telefonierten. Ich erzählte, wo ich gewesen bin, und was ich erlebt habe, und beim nächsten Anruf hat sie gesagt: Da lese ich gar nichts drüber.

War das unbefriedigend für Sie?

Ja. Ich hatte Kontakte zu Serben, Albanern und Roma, und ich habe gelernt, die Menschen waren anders als ich, ihre Lebensweise, ihre Religion. Mir ist klar geworden, dass man ein-

fach offen sein und sich die Möglichkeit bewahren muss, in die eine oder andere Richtung zu denken. Sonst geht das Ding in die Hose. Aber irgendwann kommt der Punkt, da sitzt du, egal ob mit Albanern oder Serben, an einem Tisch und die sagen dir: Das verstehst du nicht, das ist halt Balkan. Wenigstens bin ich nicht so unbedarft von dort abgereist, wie ich hingefahren bin.²

Beim Lesen dieses Interviews - und als Franzen ein Telefongespräch mit seiner Frau als einen Beleg benannte - kam mir der Gedanke: Es wäre aufschlussreich, Tagebücher von KFOR-Soldaten zu lesen. Im Zweiten Weltkrieg waren die fast täglichen, detaillierten und – trotz Kontrollen - ungeschminkten aberhunderte Feldpostbriefe meines Vaters und seines Bruders Alfred und meiner Mutter und meiner Großeltern für mich eine aufschlussreiche, auf meine Person und ihre Fähigkeit, ein fernes, fremdes Geschehen zu verstehen, zugeschnittene und darum auch nicht 'balkanische' Quelle zur Geschichte des Dritten Reiches und seines Angriffskrieges gewesen. Ich habe sie später studiert und teilweise in Reinschrift übertragen.

Von Feindbildern und versöhnenden Details

Ob es nun Dichter oder Briefsteller sind, sie sollten mitteilen, wie es ihnen selbst im sogenannten Feindesland ergangen ist. Und der Reisebericht oder Brief wird zum Friedentext, wenn du dich bei der Lektüre in den offiziellen Feind hineinzudenken vermagst und wenn der Text von Umständen - und seien sie auch scheinbar abseitig - zu berichten weiß, welche dir ermöglichen, die Feinde besser zu verstehen. Solches, nicht auf den ersten Blick dem Freund-Feind-Schema zuzuordnendes Drittes kann es dir ermöglichen, die Feinde - vielmehr die Mitmenschen, die Feinde genannt werden - wirklich zu sehen. Dieses Dritte wird nicht schnurstracks zur Auflösung von Feindbildern führen; nach und nach kann es sanfte Anreize und Anhaltspunkte bieten, über die vorgefertigten Feindbilder neu nachzudenken.

Ende der 50er Jahre habe ich während meines Studiums in London an Sonntagnachmittagen gelegentlich - es war vielleicht auch nur ein- oder zweimal - Filme über Nazi-Deutschland gesehen, die während des britischen vaterländischen Kriegs gedreht worden waren. Diese 90-minütigen Spielfilme gab es quasi umsonst als Vorfilme zum Hauptfilm - Titanic und so was. Diese blonden Nazis, die in den englischen Kriegsfilmern als Fieslinge aufzutreten pflegten, hatten mit den Soldaten und deren Familien, die ich als Kind selbst gesehen und in deren Handschrift ich die Feldpostbriefe gelesen hatte, wenig gemein.³ Aus diesen englischen Spielfilmen der B-Kategorie habe ich gelernt, was ein Feindbild ist und wie eine Nation von Mitmenschen darauf eingestimmt wird, eine mit Flüchtlingen überfüllte Stadt wie Dresden zu bombardieren, auch wenn dies für den Ausgang des Krieges keine Bedeutung mehr hat. Wenn die Briten das Tagebuch eines Victor Klemperer hätten lesen können oder um die Existenz eines Dr. Fetscher, dem Vater unseres Kollegen Iring Fetscher gewusst hätten, der in Dresden (trotz Verbot) Juden behandelte und der das Bombardement überlebte und dann (von deutschen Nazis) erschossen wurde, als er mit einer weißen Flagge Dresden übergeben wollte, dann hätten sie vielleicht gezögert, Dresden in Brand zu bomben. Wer aber 1944 auf die Existenz eines Klemperer oder eines Fetscher in England mit poetischen Mitteln hingewiesen hät-

² "Das verstehst du nicht, das ist der Balkan". Heiko Franzen, Ex-Pressesprecher der deutschen KFOR-Einheit, über den Kosovo-Konflikt und die Berichterstattung. In: Der Tagesspiegel, 1.12.2000

³ Damit bestreite ich nicht die tatsächlichen Kriegsverbrechen der Wehrmacht als Institution und damit auch der ihr Angehörigen und der ihre 'Kampfmoral' aufrechterhaltenden Angehörigen (Frauen, Eltern, sogar Kinder). Die Verbrechen der Wehrmacht kamen expressis verbis in diesen Feldpostbriefen nicht vor, konnten nur aus der Beschreibung der Umstände erahnt werden.

te, mit dem wäre wahrscheinlich noch um einiges übler umgesprungen worden als mit Peter Handke, der auch einiges zu bedenken gab von jenseits der Grenze der political correctness.⁴ Ich erinnere mich nach vierzig Jahren nicht mehr an Details aus diesen britischen B-Movies, eigentlich nur noch an das in Süddeutschland doch ziemlich seltene hellgelbe Blond der Nazi-Schöpfe. Die so richtig Blonden stammten in meiner Familie kurioserweise aus dem Zweig der Liebermänner, für deren wahrscheinlich munter gemischte Herkunft ich mich allerdings nie interessiert habe. Auch wenn ich mich an weitere Details nicht mehr exakt erinnere, in ihrer den Feind verteufelnden Machart bereiteten diese Kriegsfilme mir an diesen Sonntag-nachmittagen ein nachhaltiges, politikwissenschaftliches Bildungserlebnis in Sachen Propaganda in Demokratien; auf gut deutsch oder britisch: dümmer ging's nimmer!

Doch die Folgen der Propaganda waren entsetzlich und im Rückblick mehr als bedauerlich. Und was ich in Erinnerung an die Nazis und das Großmaul Göring und in Erinnerung an die Zerstörung von Coventry und die völlig wahllosen V-2-Angriffe auf London noch verstehen kann, ist mir im Blick auf die Bombenangriffe der NATO auf Jugoslawien und die vorhersehbaren Toten unter der Zivilbevölkerung kaum noch verständlich. Wer wusste nicht, dass es an

⁴ Besonders enttäuscht hat mich die empörte, kaum um Verständnis bemühte Kritik von Peter Handkes "Unter Tränen fragend" aus der Feder von Caroline Fetscher, nach meiner Vermutung einer Enkelin des tapferen Dresdener Arztes. Sie fragte noch nicht einmal, wer denn unter Tränen fragt. Nach der Lektüre ihrer Rezension musste man annehmen, der rührselige Frager sei der angebliche Jugo-Romantiker Peter Handke. Dabei hätte die Rezensentin in der tatsächlich fragenden Ärztin eine Frau wiederfinden können, die ihrem Großvater vergleichbare Züge aufwies. Caroline Fetscher: Weite Weißdornschleppen. Balkan I: Peter Handke erträumt sich wieder sein eigenes Serbien. In: Der Tagesspiegel, 6.4.2000

den gebombten Orten - sogar beim serbischen Staatsfernsehen⁵ - mehr als die biblisch-

⁵ Dass die jugoslawische Regierung die Ankündigung der Bombardierung des Fernsehentrums nicht an die Mitarbeiter des Fernsehens weitergab und der verantwortliche Direktor sich nur persönlich in Sicherheit brachte, ist allerdings bezeichnend für den Charakter des Regimes von Milosevic. Zu Warnende und zu Bewahrende wurden instrumentalisiert. Das Regime brauchte Märtyrer. Dieses Verhalten war jedoch - auch ohne Totalitarismustheorie - vorhersagbar oder zumindest im Bereich des Möglichen. Wer dann trotzdem Bomben wirft - und es wurden viele Mitarbeiter des staatlichen Fernsehens getötet - ist kaum weniger zynisch, als derjenige, der die Warnung vor dem Angriff nicht weitergibt. Man stelle sich vor, deutsche Soldaten hätten den Befehl erhalten, diesen Angriff zu fliegen! Sie hätten sich weigern müssen! Doch was weiß ein Soldat von den Rankünen seiner Vorgesetzten? Im Kriege ist er nur noch Instrument und er sollte sich von vornherein weigern, dafür zur Verfügung zu stehen. (Siehe Grundgesetz Artikel 3, Absatz 4)

[Diese Anmerkung bedarf im Jahre 2009 einer nachträglichen Korrektur. Sie scheint mir erforderlich, als ich durch einen Besuch Peter Handkes bei Dragoljub Milanovic, dem zu 10 Jahren verurteilten Belgrader Fernsehdirektor im Gefängnis von Pozarevac, zum Nachforschen angeregt wurde. Ich halte die Verteidigungsrede von Milanovic für glaubwürdig. Ich dokumentiere dazu einen Beitrag von Daniela Dahn in der Zeitschrift „Ossietzky“ (www.linksnet.de):

Die Geschichte von Dragoljub Milanovic

[Daniela Dahn in Ossietzky](#)

In diesem Jahr der großen Jubiläen wird eines eher nicht oder ungern erwähnt: Vor zehn Jahren ging der sogenannte Kosovo-Krieg, in dem Serbien 78 Tage lang bombardiert wurde, unrühmlich zu Ende. Die für diesen Krieg angeführten Gründe erwiesen sich als genauso erlogen wie im Irakkrieg. Zu Recht hatte diese NATO-Aktion kein UN-Mandat und gilt daher laut Völkerrecht als Angriffskrieg. Für viele Betroffene hält das Unrecht bis heute an - ein exemplarischer Fall sei hier erzählt.

Nach einem im Juli 2000 in vielen Zeitungen aufgegriffenen Bericht von amnesty international war die Bombardierung der Belgrader Sendezentrale des Serbischen Rundfunks und Fernsehens (RTS) als das offensichtlichste Kriegsverbrechen der NATO ins Bewusstsein geraten. Eine juristische Auseinandersetzung mit dieser Gewalttat, die 16 RTS-Mitarbeitern das Leben und vielen anderen die Gesundheit kostete, wurde unumgänglich. Wer aber wurde angeklagt? Die Bomberpiloten? Die militärischen Befehlshaber der NATO? Die verantwortlichen Politiker des Bündnisses?

Neutrale Beobachter können sich das Vorgehen der Belgrader Justizbehörden nur mit dem enormen Druck aus dem Ausland erklären, die NATO moralisch zu entlasten. Dazu musste ein anderer Schuldiger gefunden werden. Warum sollte nicht zum Beispiel der Fernsehdirektor selbst für den Bombentod seiner Mitarbeiter verantwortlich sein?

Ein Vierteljahr nach dem mal Putsch, mal Volksaufstand genannten Machtwechsel in Belgrad wird er verhaftet, im August 2001 ist die Anklageschrift gegen ihn fertig, und eine Art Schauprozess kann beginnen. Wegen angeblicher Sicherheitsinteressen ist er nicht öffentlich. Die Vorwürfe gegen Dragoljub Milanovic beziehen sich nicht auf den Inhalt seiner Arbeit als Fernsehchef. Das ist insofern rechtlich von großer Relevanz, als das Kriegsverbrechentribunal in Den Haag in einem Bericht darauf hinweist, dass Medien nicht schon zu einem legitimen militärischen Ziel werden, wenn sie die Verteidigungsbereitschaft der Bevölkerung mobilisieren, sondern erst, wenn sie zu Verbrechen anstacheln, wie etwa in Ruanda geschehen. Doch ein solches Vergehen hat weder der einheimische Staatsanwalt dem Fernsehen vorgeworfen, noch hat die NATO sich die Mühe gemacht, ihre allgemeinen Behauptungen über Propaganda mit einem einzigen Beispiel zu belegen.

Milanovic wurde angeklagt, sich während des Krieges nicht an die Vorschriften über Schutzmaßnahmen in den öffentlichen Einrichtungen gehalten und so Menschenleben gefährdet zu haben. Er habe versäumt, im Kriegszustand die Auslagerung der Produktionskapazitäten und das Senden von einem Ersatzstandort anzuordnen. Diesem Vorwurf schlossen sich als Nebenkläger auch Angehörige von zwei Familien an, die Opfer zu beklagen hatten. Der für Sicherheitsfragen zuständige Stellvertreter des Direktors sagte aus, er habe immer wieder versucht,

sprichwörtlichen Zehn Gerechten gab, um derentwillen selbst Sodom und Gomorra verschont geblieben wären?⁶

Wie die Nazi-Propaganda funktionierte, das wird unseren Kindern heute - manchmal - bereits in der Schule erklärt. Dass auch Demokratien für Feindbildpropaganda anfällig sind, halten viele immer noch für unwahrscheinlich. Die Feindbilder sind in der Regel auch nicht so falsch, dass man sie wenden und aus böse im Handumdrehen gut machen könnte. "Die bösen Fakten festhalten, schon recht. Für einen Frieden jedoch braucht es noch anderes, was nicht weniger ist als die Fakten."⁷ Die 'politisch Korrekten' sagen in der Regel auch Wahres über das angeprangerte System. Dem aber, der sich gegen die Feindbildpropaganda wehrt und Gegenläufiges sieht und berichtet und damit gegen die Gebote der political correctness verstößt, um zwischen den Konfliktparteien noch etwas Drittes, potentiell Versöhnendes sichtbar zu machen, kann es schlecht ergehen.

Das könnte man mit vielen Details am Beispiel der Reaktionen auf Peter Handkes Reiseberichte aus Jugoslawien zeigen.⁸ Doch dies will ich hier nicht tun, weil es mir jetzt nicht um Handke-Apologetik oder um Propaganda-Kritik geht.⁹ Wer sich für die Kritik an Handke interessiert, sei verwiesen auf Heft 24 der Zeitschrift für Literatur "Text + Kritik"¹⁰, und wer die verständnisvollen Stimmen sucht, der findet sie in dem Sammelband von Thomas Deichmann (Hrsg.): Noch einmal für Jugoslawien: Peter Handke", Frankfurt: Suhrkamp 1999.

Was kennzeichnet Friedenstexte?

⁶ 1. Mose 18, 20-32

⁷ Peter Handke: Sommerlicher Nachtrag zu einer winterlichen Reise, Frankfurt/M., 1996, S. 159

⁸ Peter Handke: Abschied des Träumers vom Neunten Land. [1991]. Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morava und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien. [1996]. Sommerlicher Nachtrag zu einer winterlichen Reise. [1996], Frankfurt/M. 1996.

Peter Handke: Unter Tränen fragend, Frankfurt/M. 2000

⁹ Caroline Fetscher hat an Handkes Bericht über seine Reise nach Jugoslawien während des Kosovo-Krieges vor allem geärgert, dass er sentimentale Volkstümelei im zensierten jugoslawischen Fernsehen nicht als Heimatkitsch im Dienste der kriegführenden Diktatur entlarvte, sondern sich überlegte, wie das Volkstümliche und das entsprechende Liedgut bei einer Bevölkerung ankommt, die zumindest das Gefühl hat, dass die Serben mal wieder von einer Übermacht angegriffen und arg gerupft werden, auch wenn diese scheußliche Lage zu Lasten der eigenen korrupten Regierung geht. Ich fand gerade diese Stelle über die Propaganda im Regierungsfernsehen in "Unter Tränen fragend" aufschlussreich. (S. 19-22) Das war Counter Intelligence. Handkes Sicht und Einsicht konnten die NATO vor der Illusion bewahren, dass der Bombenkrieg die Bevölkerung gegen die Regierung einnehmen könne. Wer diese Stelle über die Mittel der serbischen Heimatkriegspropaganda aufmerksam gelesen hatte, der musste ahnen, dass im Falle eines Bodenkrieges die Jugoslawen wahrscheinlich bis zur bitteren Niederlage auf der Seite der Regierung kämpfen würden - ohne darum das Regime Milosevic zu bejahen. Wenn ein Dichter einer kriegführenden Partei diese Einsicht in die Wirkung der gegnerischen Propaganda vermitteln kann, dann sollte man ihn keinen Romantiker des Naturgewachsenen nennen. Ich denke, ein Clausewitz würde auf Handke hören - und sich nicht mit dem Hinweis darauf begnügen, dass diese Volkstracht-Bilder von der Belgrader Nomenclatura produziert werden, die ihrerseits westliche Designerklamotten trägt.

¹⁰ 6. Auflage. Neufassung, Juni 1999

Ich möchte mich an diesen vielstimmigen Streit nicht mit einer weiteren Meinung¹¹ oder weiteren Vergleichen¹² beteiligen, sondern untersuchen, welche Methode bei Reiseberichten anzuwenden ist, damit sie mit Fug und Recht als "Friedenstexte" bezeichnet werden dürfen. Das ist nicht so selbstverständlich, wie Handke gemeint hat. Dieser sagte in einem Interview mit Willi Winkler: "Mein Text ist Wort für Wort ein Friedenstext. Wer das nicht sieht, kann nicht lesen."¹³ 'Lesen können' heißt hier, auf die Methoden Handkes achten. Es soll sich zeigen, ob der Dichter eine spezifisch 'poetische Methode' anzuwenden versteht.

Einen Friedenstext wollte Handke schreiben, weil er bemerkte, dass eine Berichterstattung, welche vornehmlich oder gar ausschließlich von den Übeltaten einer Seite berichtet, den bereits vorhandenen Hass nur noch verstärkt. Das heißt nicht, dass man in einem Friedenstext Verbrechen, von denen man aus glaubwürdiger Quelle weiß, nicht benennen sollte. Da solches Nachforschen in Kriegszeiten jedoch schwierig ist, hat Handke es vorgezogen, in seinen Reiseberichten das zu beschreiben, was er selbst gesehen hat. In dem bereits zitierten Interview mit Winkler sagte er dazu: "Diese Geschichte von Srebrenica muss geklärt werden. Aber daneben muss gezeigt werden, was die Möglichkeiten einer Versöhnung und eines Sichwiederfindens wären, und zwar nicht, indem man wieder in dieselben Kerben schlägt, sondern indem man die gemeinsamen Details wiederfindet." (Hervorhebung - T.E.) Doch was bedeutet, "die gemeinsamen Details wiederfinden"? Wenn wir danach suchen, dann sind wir Handkes Methode auf der Spur.

Es ist nicht meine Absicht, die Behauptung Handkes, dass sein Text "Wort für Wort" ein Friedenstext sei, in jeder Passage zu bestätigen. Ein erregbarer und dann auch sehr zorniger Mensch wie Handke greift schon mal zu Formulierungen, die man nicht sofort auf die Goldwaage für Friedenstexte legen sollte. Ich will zunächst einmal aufklären, worin Handkes poetische Methode besteht, was sie zu leisten vermag und wo ihre Grenzen sind. Wahrscheinlich wird sich dann auch die Frage stellen, ob und wie man die poetische Methode mit anderen Methoden verbinden kann. Doch die Möglichkeiten der Interdisziplinarität lassen sich erst erörtern, wenn man die poetische Methode für sich genommen verstanden und erprobt hat.

¹¹ "Das sogenannte Bewusstsein ist nur noch ein Tummelplatz für Meinungen." Martin Walser: Vormittag eines Schriftstellers, Frankfurt/M. 1994, S. 11

¹² Handke nennt das Vergleichen-Müssen eine Sucht: "Ist es nicht so, dass man deswegen bewertet, weil man unfähig ist, den durch den Vergleich abgewerteten Gegenstand überhaupt erst wahrzunehmen?... Die Gegenstände scheinen nur so dazuein, damit sie gegeneinander ausgespielt werden können... Das Vergleichen schützt vor der Beschäftigung mit dem Gegenstand." (Peter Handke: Das Elend des Vergleichens. In: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt/M. 1972, S. 65-67) Für die deutsche 'Wahrnehmung' Jugoslawiens und der Regierung Milosevic ist typisch, dass sie durch die Benutzung bestimmter Begriffe mit dem Nationalsozialismus und dem Stalinismus verglichen wird. Es wird gesprochen vom "Serbenführer Milosevic", von "Völkermord" und "Konzentrationslagern". Handke zitiert am Ende von "Unter Tränen fragend" den Vertreter der Medienagentur Saatchi & Saatchi: "Das Zeitalter der Information ist vorbei. Wir treten ein in das Zeitalter der Idee. Das heißt wir brauchen einen Kontext, welcher der Information einen Sinn gibt." (a.a.O., S. 157) Das von Handke Kritisierte wird deutlich, wenn man 'Kontext' durch 'Vergleiche' ersetzt und 'Idee' durch 'virtuelle Begriffe'. Es gibt keine Information ohne Kontext. Auch Handke schafft einen solchen mit seinen Details, nur ist sein Kontext anschaulich. Wenn man sein Verfahren kritisieren wollte, dann müsste man bei seiner Auswahl der Details ansetzen. Dies haben einige Kritiker auch getan, allerdings nicht, indem sie andere Details dagegen setzten beziehungsweise ihrerseits solche 'wahrnahmen', sondern indem sie historische Vergleiche und fragwürdige Begriffe heranzogen und ihn einen Romantiker nannten, wenn er das Honig-, Geflügel und Nudelangebot eines Wochenmarktes beschrieb und daran Gefallen fand, zum Beispiel an den "andersgelben Nudelnestern".

¹³ Ich bin nicht hingegangen, um mitzuhassen. In: Die Zeit, 2.2.1996, S. 47

Handkes Ziel war, die Feindbilder, die von Serbien und den Serben existieren, aufzulösen. Ohne eine Recherche-Programm, wie es der investigative Journalismus kennt, wollte er gewissermaßen wahllos Erblicktes auf sich wirken lassen und es wiedergeben. Er wollte sehen ohne vorgefertigtes Relevanzfilter, das nur eindringen lässt, was dem Recherchevorhaben entspricht.

Handke hat detailliert beschrieben, was er in Rest-Jugoslawien und der Republika Srbska selbst 'wahrgenommen' hat. Seine Eindrücke sind sehr vielseitig. Er bevorzugt aber diejenigen, die sich dazu eignen, Feindbilder, die in der westlichen Presse existieren, aufzulösen. Dabei hat er es jedoch vermieden, sich direkt mit dem Bild zu befassen, das in den westlichen Medien und unter westlichen Politikern von den Politikern und Militärs in Jugoslawien und der Republika Srbska besteht. Ihn interessierten in erster Linie Land und Leute, weil diese letzten Endes auch Träger einer neuen Friedenspolitik sein mussten. So vermied er es, in der Bevölkerung Jugoslawien nur Anhänger oder Opfer von Milosevic zu sehen.

Land und Leute waren gewissermaßen der Focus, nein der weite Blick von Handkes Reisebericht. Dabei gab es auch Erscheinungen, die ihn weniger interessierten und die er nur en passant erwähnte. Mir ist aufgefallen, dass zum Beispiel das Bild, das er von den ausländischen Truppen, welche das Dayton-Abkommen überwachen, zeichnet, merkwürdig undifferenziert geblieben ist. Als er ihrer ansichtig wurde, hat er auch hier wieder lediglich aufgeschrieben, was er selbst gesehen hat. Doch dies war nicht viel. Er konnte in den beschriebenen Situationen mit den Soldaten nicht sprechen. Darum hielt ich es für angebracht, Heiko Franzen, den zeitweisen Pressesprecher der deutschen KFOR-Einheit im Kosovo, eingangs ausführlich zu Wort kommen zu lassen. Am bloßen Erwähnen der SFOR- und KFOR-Truppen deutet sich aber auch schon an, wo die Grenzen von Handkes poetischer Methode zu sehen sind.

Handkes Ziel war es nicht, eine Studie dieser Militäreinsätze beziehungsweise 'Friedensmissionen' mit militärischen Mitteln zu schreiben. Wenn man diese Absicht hätte, dann könnte man zwar neben anderen auch mit Handkes poetischer Methode arbeiten; man müsste dann die Soldaten in ihrem Umfeld beobachten und mit ihnen und ihren Kontaktpersonen reden. Dazu bedürfte es auch der Methoden vergleichender Sozialforschung.

Handke hat die SFOR-Einheiten nur beim raschen Vorüberfahren auf Lastwagen oder gar nur hinter den Sichtblenden von Panzern 'wahrgenommen'. Auch wenn man kein Befürworter solcher militärischen Missionen ist, stört es in einem Friedenstext, wenn diese Soldaten nur en bloc und eher abfällig charakterisiert werden. "Auf der Rückfahrt von Srebrenica überholten wir mit Karacho, in einem so stillschweigenden wie einhelligen Entschluss, den Konvoi der Jeeps und Panzerwagen der Internationalen Friedensvertragsdurchführungstruppe; zwischen den Gesichtern der sehr, sehr fremden Soldaten und uns eine dichte lange Staubfahne hinab zur Drina."¹⁴ Auch die zweite Begegnung mit den "Westbesatzungs-(SFOR)-Tanks und -Panzern" verlief wegen "ihrem über die sonstigen Kleinfahrzeuge und selbst die Laster erhabenen Dahinpreschen" ähnlich geschwind und unpersönlich: "Fragmente geradeausgerichteter, kinnreckender, blickloser Gesichter (oft schwarzhäutig, späte Rachen für die Sklavennahmen) hinter den Sichtblenden - das französische Wort für >Panzer<, blindés, nicht unpassend auch für die Insassen;..."¹⁵ Mit solchen en passant verzeichneten Impressionen kann man meines Erachtens der Problematik des Einsatzes solcher ausländischer Truppen nicht gerecht werden. Das ist

¹⁴ Sommerlicher Nachtrag, a.a.O., S. 243

¹⁵ Unter Tränen fragend, a.a.O., S. 101

aber nur eine Nebenbemerkung. Es war nicht das Ziel Handkes, von diesen Truppen zu berichten.

Die Kontroversen um Peter Handkes Reiseberichte aus Jugoslawien, die im Jahre 1996 und im Jahre 2000 in der Süddeutschen Zeitung und dann später auch in Buchform bei Suhrkamp erschienen sind, haben sich vor allem um die Frage gedreht, ob Handkes Kritik an der Jugoslawien-Berichterstattung bestimmter Medien und Meinungsmacher berechtigt gewesen sei und ob er sich nicht unkritisch auf die Seite der Serben geschlagen und deren Kriegsverbrechen verschwiegen, gerechtfertigt oder verharmlost habe.

Ich meine, dass dies nicht beabsichtigt und nicht der Fall war, wobei sich über einzelne Passagen des Reiseberichts auch streiten lässt. Doch zu dieser Diskussion könnte ich wenig Neues beitragen. Da sollte sich jeder selbst durch sorgfältige Lektüre der Originaltexte ein Urteil bilden. In einem vierstündigen, zweisemestrigen Projektkurs "Dichterwort und Politik" haben wir uns am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin im Wintersemester 1999/2000 und Sommersemester 2000 im Seminar die Reiseberichte wechselseitig vorgelesen - schon aus Protest gegen den Umstand, dass die meisten in unserem Bekanntenkreis, die wir auf diese Reiseberichte ansprachen, von diesen zunächst nur gehört hatten - und zwar häufig Abfälliges -, sich aber danach nur in seltenen Fällen durch eigene Lektüre ein Urteil gebildet hatten.¹⁶

Zu der fünf Jahre zurückliegenden und dann 1999 wieder aufflammenden Kritik an Handke nur so viel: Handke weiß einen Teil der Presseberichte aus Kriegsgebieten durchaus zu schätzen. "Nichts gegen so manchen - mehr als aufdeckerischen - entdeckenden Journalisten, vor Ort (oder noch besser in den Ort und die Menschen des Orts verwickelt), hoch diese anderen Feldforscher! Aber doch einiges gegen die Rotten der Fernfuchler, welche ihren Schreiberberuf mit dem eines Richters oder gar mit der Rolle eines Demagogen verwechseln und, über die Jahre immer in dieselbe Wort- und Bildkerbe dreschend, von ihrem Auslandshochsitz aus auf ihre Weise genau so arge Kriegshunde sind wie jene im Kampfgebiet."¹⁷

Handke ist ein eifriger und ein erregbarer Zeitungsleser und er liest (zumindest zeitweise) mehrere Zeitungen - deutschsprachige, französische, spanische und italienische - parallel. Seine Bücher werden in die genannten und weitere Sprachen übersetzt - auch ins Serbische und Griechische. Handke hat sich zwar vor dreißig Jahren selbst als einen "Bewohner des Elfenbeinturms"¹⁸ bezeichnet, aber dies war schon damals pure Ironie oder im Ansatz auch damals bereits ein Hinweis darauf, dass er nach einer poetischen Methode des Umgangs mit dem Politischen suchte und nicht im Jargon der Politiker und Ideologen schreiben wollte.

¹⁶ Nur die Leser der Süddeutschen Zeitung waren in der umgekehrten Situation gewesen. Sie hatten die Reiseberichte Handkes selbst lesen können, bevor die anderen Zeitungen und Journalisten, die Handke kritisiert hatte, kontern konnten. Eine solch günstige Ausgangsposition hat ein Schriftsteller selten. In der Regel gilt: Das erste Wort hat der Kritiker. Diesen überlegten Coup Handkes, in einer Zeitung mit Massenaufgabe zu publizieren und damit als einzelner ausnahmsweise die Lufthoheit der Politisch Korrekten zu durchbrechen, kann man nur bewundern. Und Handke hatte wirklich allen Grund, die Buchausgabe der "Winterlichen Reise" den drei Redakteuren und dem Layouter der Süddeutschen Zeitung zu widmen. Doch um diesen Coup landen zu können, musste er nachträglich sehr viel einstecken. Die kritisierten Blätter, vor allem die Frankfurter Allgemeine Zeitung und der Spiegel haben sich seitdem auf ihn eingeschossen und gegen den dichten Schirm der Boden-Luft-Raketen seiner etablierten Kritiker kann er im Umfeld dieser Zeitungen kaum mehr zu eventuellen Lesern durchdringen.

¹⁷ Winterliche Reise, S. 148-149

¹⁸ Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt/M. 1972

Wenn ein berühmter Dichter - wie zum Beispiel Günter Grass - einen politischen Vortrag hält, wie dies ein sprachbegabter Politologe auch tun könnte oder können sollte, dann ist dies in methodischer Hinsicht keiner besonderen Untersuchung wert. Jedenfalls sollte man vom Dichter, der als politischer Essayist oder als Redner im Wahlkampf auftritt, nicht ohne weiteres eine Innovation in der Methode beziehungsweise eine Verwandlung des Stoffs durchs die Methode des Dichters erwarten. Ich habe die Wahlkampfreden von Günter Grass studiert und ihn 1998 zwei Mal in Halle und in Schwerin gehört. Was Grass sagte, war vernünftig und es war klar und deutlich formuliert, erkennbar in der Tradition der europäischen Aufklärung. Keine Phrasen, keine Camouflage. Der Dichter ist eher bereit als andere Menschen, öffentlich etwas von seinen Erfahrungen preiszugeben, also über die eigene Person und ihr Verhältnis zur Politik zu reden. Aufklärung und persönliches Engagement, das ist alles hoch zu loben. Doch in methodischer Hinsicht fand ich diese Wahlkampfreden nicht so originell, wie ich zunächst vermutet hatte.¹⁹ Das ist keine Kritik, nur eine Feststellung. Die Wahlreden von Grass sind funktional. Er will aufklären, auf dringende Aufgaben der Politik hinweisen und Stimmen sammeln. Da bedarf es keiner neuen Methode. Form follows function, narration follows need.

Doch wenn ein Dichter oder Schriftsteller (und ich will im Folgenden zwischen beiden nicht unterscheiden, weil Handke sich selbst als Schriftsteller bezeichnet) in ein Krisen- oder Kriegsgebiet reist, um von dort zu berichten, dann steht er, wenn er einen Friedenstext schreiben will, vor einem neuen Problem. Dieses lässt sich - vermute ich - mit einer poetischen Methode besser bearbeiten als mit anderen, uns bereits bekannten und vertrauten Methoden der Darstellung und Analyse von Konflikten. Für einen reisenden Skribenten besteht das Problem, aber auch seine Chance darin, dass seine Leser keine detaillierte Anschauung des Konfliktfeldes und der dort agierenden Menschen haben. Wenn es anschaulich beschrieben wird, ist fast alles hinreichend interessant. Ich erinnere an das eingangs zitierte "ZDF-Spezial" zum Erdbeben in Ghuj.

In Kriegszeiten gilt: Je weniger eigene, unmittelbare Anschauung die Zeitungsleser und Fernseher haben, desto gieriger sind sie auf Bilder und Stimmen und umso mehr sind sie der Feindbildpropaganda ausgesetzt, wenn diese im Gewande der Authentizität als ARD-Brennpunkt, als ZDF-Spezial oder als Photoreportage in einer Illustrierten oder als Feature im Kulturteil einer Zeitung daherkommt.

Wie aber soll man entscheiden, welche dieser Bilder und Stimmen glaubhaft sind? Handke zitiert in "Unter Tränen fragend" einen Satz, der vielen so geläufig ist, dass ich schon gar nicht mehr weiß, von wem ich ihn zuerst gehört habe und wer ihn vielleicht als erster formuliert hat: "Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit." Handke setzt dahinter ein Fragezeichen und korrigiert dann: "Nein, die Sprache. O Sprache."²⁰

Wörterlügen

¹⁹ Das Besondere an seinen Reden war, dass er kein abgegriffenes Vokabular verwandte, darum aber seine Reden auch Wort für Wort vorlas. Dies ließ sich feststellen beim Vergleich der Rede mit dem im Voraus verteilten Text. Doch in der Diskussion verstand er es, auf Fragen sachkundig und anschaulich zu antworten. Er überraschte mich mit einer schlagfertigen, präzisen Begründung des umstrittenen Vorschlags der Grünen, den Benzinpreis auf DM 5 pro Liter anzuheben - bei entsprechender Absenkung der KFZ-Steuer.

²⁰ Unter Tränen fragend, Frankfurt/M. 2000, S. 23

Bedeutet dies nun umgekehrt, dass wir bereits anhand der Sprache einer Information oder eines Kommentars unterscheiden können, was wahrhaftig ist und was Propaganda oder gar eine glatte Lüge? Handke spricht von "Wörtergift". Woran erkennt man das Wörter- und das Bildergift? Handke sagt: "... die Bildermachschemas gleichen einander." Er fragt: "Was sind das für Wahrheiten, die vor allem aus Großaufnahmen und Zuschlagwörtern bestehen?"²¹

Die Schwierigkeit bei der Identifizierung besteht darin, dass nicht alles gelogen ist, was von den Kriegsschauplätzen und den Absichten der Kriegsgegner berichtet wird. Der reale Schrecken wird parteiisch verteilt. Die einseitige Auswahl und die einseitig Schuld zuweisende, darum heuchlerische Empörung ist in Kriegszeiten die Regel. Ein Topos der Goebbelschen Propaganda war der Hinweis, dass Angehörige der Roten Armee deutsche Frauen vergewaltigen würden. Dieser Topos der Propaganda, welche die deutschen Kriegsverbrechen verschwieg, wurde mit dem Vorrücken der Roten Armee aus der Sicht der betroffenen Frauen zur Tatsache. Wie sollten sie verstehen, dass Russen dies nicht von Natur aus machen, sondern dass das Verhalten einer großen Zahl russischer Soldaten (nicht aller!) auch eine Folge der Erfahrungen war, welche sie selbst oder ihre Angehörigen in den Kriegsjahren gemacht hatten - oder auch eine Folge der Enthemmungen, welche Kriege mit sich bringen?

Wie sollte der deutsche Fernsehzuschauer erkennen, dass der sogenannte serbische "Hufeisenplan" zur Vertreibung der Albaner aus dem Kosovo eine Propaganda-Lüge war? Der deutsche 'Verteidigungs'-Minister demonstrierte das Hufeisen im Fernsehen. Das im Schattenriss über die Landkarte gelegte Hufeisen umschloss das Kosovo und ließ nur noch die Flucht nach Albanien und Mazedonien offen. Rudolf Scharping trug den serbischen Hufeisenplan mit Verve vor, und auch von der Vergewaltigung von Albanerinnen und von Genozid und ethnischen Säuberungen war wieder einmal die Rede, nicht aber von den Albanern, welche in Belgrad in großer Zahl und anscheinend ziemlich unbehelligt lebten. Ich hörte Scharping sogar mitteilen, dass die hungrigen Flüchtlinge in ihrer Not Gras verzehrten. Da ich ein paar Jahre älter bin als Scharpings Rudolf und den Hunger inmitten saftiger Wiesen nicht nur aus dem Fernsehen kenne, ärgerte mich sein Gebrauch dieser Metapher als Beschreibung von Realität. Auch wer noch so hungrig ist, kann und wird kein Gras essen. Als ich Scharping dies im Brustton der Überzeugung vortragen hörte, konnte ich gar nicht umhin, in seiner gesamten Reihung angeblicher Fakten in erster Linie die üblichen Klischees der Kriegspropaganda zu sehen und ihm von vornherein zu misstrauen.²²

²¹ a.a.O., S. 22

²² Ich weiß bis heute nicht, ob Scharping an den Inhalt seiner Reden geglaubt hat. Ich vermute eine Art Autosuggestion. Um eine deutsche Beteiligung an einem völkerrechtswidrigen Angriffskrieg gegen Jugoslawien, das unter deutschem Militär im zweiten Weltkrieg nun wirklich genug gelitten hatte, zu rechtfertigen, haben er und andere sozialdemokratische und grüne Politiker sich in die Menschenrechtsrhetorik hineingesteigert. Das wirkte ansteckend. Auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Stuttgart, der während des Krieges stattfand, wurde diesem Menschenrechtspathos Beifall gespendet. Diese Rhetorik entlastete die Deutschen von dem ungenuten Gefühl, ein Tabu verletzt und ein Versprechen gebrochen zu haben. Zur deutschen Nachkriegsidentität hatte gehört, dass für Deutsche der Krieg nie wieder ein akzeptables Mittel der Politik sein würde. Die deutsche Regierung hat sich meines Erachtens an der NATO-Intervention beteiligt, nicht aus der Überzeugung, dass dies zur Konfliktlösung führe, sondern weil sie sich dem amerikanischen und britischen Druck nicht zu widersetzen wagte. Das Eingeständnis deutscher Unselbständigkeit haben die Regierung und die Regierungsfractionen, insbesondere aber Rudolf Scharping, dadurch zu überspielen gesucht, dass sie sich zu Menschenrechtskämpfern, die 'humanitäre Katastrophen' vermeiden, stilisierten. Die "humanitäre Katastrophe", eine spezifisch Scharpingsche Kreation, ist eines der Worte, die darauf hindeuten, dass Kriegspropaganda sich an ihrem Umgang mit der deutschen Sprache erkennen lässt.

Ein serbischer Journalist hat mir gesagt, ihm (oder auch anderen vor ihm) sei aufgefallen, dass bei der Bezeichnung des Hufeisenplanes das Wort Hufeisen in der kroatischen und nicht in der serbischen Form ausgesprochen oder auch geschrieben worden sei. Warum sollte der serbische Generalstab bei der Bezeichnung seiner Pläne sich des Kroatischen bedienen? Wie war es also zur Bezeichnung gekommen, falls der Plan überhaupt in dieser Form existiert hat? Ich sehe in diesem Rätsel zumindest ein Indiz dafür, dass die Sprache immer wieder Lügen anklingen lässt oder verrät. Sprachanalytische Methoden können in Situationen hilfreich sein, in denen man die Fakten, die behauptet werden, als Objekt der Propaganda nicht überprüfen kann. Die Sprachanalyse kann zumindest die Skepsis befördern.

Dass auch öffentlich-rechtliche Fernsehanstalten und die sogenannte liberale Presse Bild- und Wörtergift verbreiten und auf Public Relationskampagnen von Kriegsparteien hereinfallen können, ist nach der Untersuchung von Mira Beham "Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik" schwerlich abzustreiten. Peter Glotz hat zu dieser Untersuchung der Münchener Medienwissenschaftlerin das Vorwort geschrieben.²³ In ähnlicher Weise hat er in der Zeitung Die Woche am 16. Februar 1996 zu Handkes Reiseberichten angemerkt: "Handkes Arbeitsweise ist seriöser als die der Resolutions-Schickeria. Handke benutzte zwei serbische Freunde als Türöffner und redete mit den Leuten. Das bringt nicht alles ans Licht, weil Bauern aus Porodin oder Sekretärinnen aus Bajina Basta auch betrogen, belogen und manipuliert werden können. Es zeigt aber mehr als theatralische Besuche voreingenommener 'Fernfuchler' in Kriegsgebieten, die sie ja nur unter dem Schutze - und der fürsorglichen Betreuung - einer Kriegspartei und von deren PR-Agenturen durchführen können."²⁴

Diese Einschätzung von Glotz bezieht sich auf eine Besonderheit der ersten Reiseberichte Handkes. Er ist auf seiner ersten "Winterlichen Reise" im Jahre 1995 nicht nach Bosnien ins Bürgerkriegsgebiet gereist, sondern durch Jugoslawien, das damals noch kein Kriegsgebiet war. Er tat es "als Tourist" auf eigene Kosten und mit selbst ausgesuchter Begleitung. Er nahm keinen Kontakt auf zu Regierungsstellen. Er reiste vornehmlich über Land und suchte seine Quartiere selbst mit Hilfe der serbischen Begleiter. Er sprach zwar mit Schriftstellerkollegen, aber in der Regel mit einfachen Leuten und nicht mit Prominenten. Er hielt in Jugoslawien keine Pressekonferenz ab. Er erwähnt in seinem Reisebericht auch keine Gespräche mit Journalisten. Er hat seinen Reisebericht erst nach der Rückkehr nach Paris ausgearbeitet. Es vergingen mehr als fünf Wochen, bevor der Reisebericht in der Süddeutschen Zeitung erschien. Handke hat also Zeit gehabt, seine Eindrücke zu sortieren und seinen Bericht zu komponieren. Er hat es verstanden, das scheinbar Abseitige, das - wie der von Handke angeführte Hermann Lenz sagt - "nebendraußen" ist, einzubeziehen, um sein Bild Jugoslawiens zu entwerfen. Handke berichtet nicht das Gegenteil dessen, das wir - aufgrund von Vorurteilen - zu sehen oder zu hören bereits gewohnt sind. Er sucht nach etwas Drittem. Doch vielleicht ist 'suchen' ein zu absichtsvolles Wort für diese Form der Wahrnehmung, bei der es um etwas anderes geht als die bildhaften Vor-Ort-Kulissen, die wir von den Fernsehnachrichten kennen und die uns schließlich Authentizität suggerieren.

Nehmen wir zum Beispiel die Israel-Berichterstattung im Deutschen Fernsehen. Sie ist oder war zumindest zeitweilig stereotyp. Immer wieder dieselben Bilder von Jerusalem, Tempel-

²³ Mira Beham: Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik. Mit einem Vorwort von Peter Glotz, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1. Auflage April 1996, 3. Aufl. 1996 10.-13. Tausend Juli 1996 (mittlerweile out of print)

²⁴ Th. Deichmann (Hrsg.): Noch einmal für Jugoslawien, a.a.O., S. 58

berg und Klagemauer, und immer wieder dieselben Bilder der Intifada, steinwerfende Jugendliche und Gummigeschosse abfeuernde israelische Soldaten und dann Trauerzüge mit hochoberhobenen Leichenbahnen - neuerdings auch in ihrer Machart stereotype Bilder eskalierender Zerstörung. Man sieht nie einen palästinensischen Bauern oder israelischen Siedler, wie sie Felder bewässern oder einen Mechaniker, der ein Auto repariert, oder Kinder, die ihre Hausaufgaben machen oder auch, weil die Schule ausfällt, Fußball spielen oder mit ihrem Hund herumtollen oder ihre Katze streicheln und eben nicht nur Steine werfen. Das wäre (neben dem Präsentieren von 'Feinden') etwas Drittes aus dem Kriegsgebiet.

Doch wenn uns nichts von der Lebenswelt der Menschen, die sich an den Gewalttaten nicht beteiligen, erzählt wird, dann wird man als Deutscher auch nicht ahnen können, was diesen Menschen den Frieden wert ist. Man wird nicht begreifen, dass ein blauer Himmel in Jugoslawien im Frühling 1999 ein "Bombendrohimmel" war, und man wird nicht verstehen, was es für Menschen bedeutet, wenn die Bomben dann in ihre Alltagslebenswelt einschlagen und bei der Geburtstagsfeier im Garten wenige Schritte von der Kaffeetafel unter Apfelbäumen ein Bombenkrater klafft.

Vielleicht kann man nur mit poetischen Mitteln sichtbar machen, was Krieg ist für Menschen, über die er hereinbricht. Handke erinnert sich eines Satzes von Adorno: Nach Auschwitz keine Gedichte mehr. Auch hinter diesen Satz - wie hinter so vieles, das wir als göltig erachten - setzt Handke ein Fragezeichen. Seine Antwort: "Wenn das Gedicht die Gliederung eines Aufschreis ist, dann nach Auschwitz und zu Jugoslawien gerade Gedichte, nur noch Gedichte."²⁵

Das heißt nicht, dass Handke nun Gedichte über Jugoslawien schreiben möchte, sondern dass er nach den poetischen Mitteln sucht, dieses Dritte, dieses Nebendraußen, jenes neben den Brennpunkten des Kriegstheaters Existierende sichtbar zu machen. Die poetische Methode platziert weder Thesen noch Antithesen, sondern sie sucht, sie vermutet, sie formuliert versuchsweise das Versöhnende.

Keine Begriffe!

Auf poetische Weise suchen, was ist das? Wer ein Land bereist und seine Menschen kennen lernen möchte, soll sich nicht von vornherein auf bestimmte Themen und Personen festlegen lassen, sondern sich offen halten für Eindrücke. Handke arbeitet nach einer induktiven Methode. Sich an diese Methode zu halten, ist schwierig, weil wir alle - auch Handke - fast immer irgendwelche Vorurteile haben.²⁶ Um überhaupt die Fülle der Eindrücke, die auf uns zukommen (können), zu verarbeiten, möchten wir sie gerne entlang bestimmter Begriffe ordnen. So konstruieren wir Wirklichkeit. Und da lautet nun die Anweisung der poetischen Methode: Keine Begriffe! Handke sagt selbst: "Ich bin überzeugt von der begriffsauflösenden und damit zukunftsächtigen Kraft des poetischen Denkens." Man könnte dagegen einwenden: Bei dieser Überzeugung handelt es sich um einen Köhlerglauben, weil jede Wortwahl auch einen politischen Kontext suggeriert. Ist nicht jedes Wort ein Begriff oder auf dem Wege dahin? Vielleicht geht es nur um Vermeidungstendenzen.

²⁵ Unter Tränen fragend, a.a.O., S. 34

²⁶ Darum gehört es auch zur induktiven Methode, dass man nebenbei überlegt, welches die eigenen Vorurteile sein könnten. Dies bedeutet nicht, dass man (mögliche) Vorurteile registerhaft vorzustellen sollte. Handke tut dies indirekt, indem er sich an der Presseberichterstattung reibt. An der vorangestellten Pressekritik wird deutlich, dass er nicht 'unbeschriebenen Blattes' in Jugoslawien Eindrücke aufnehmen kann, sondern dass es eine Vorprägung durch das im Voraus Gelesene gibt, auch wenn ihn dies noch so sehr geärgert hat.

Auch das induktive Vorgehen bei der Beschreibung von Eindrücken wird letzten Endes über die Wortfindung wieder zu Begriffen führen, hoffentlich zu neuen, alte Begriffe auflösenden. Das Innovative an der poetischen Methode ist, dass sie sich zunächst einmal auf eine größere, nicht stante pede zu subsumierende Fülle der Eindrücke und der noch nicht ausgestalteten Bilder einlässt. Es geht darum, Fragen zu stellen, bevor man - nach Begriffen geordnet - Fakten selektiert, die dann nur das vorgegebene Ordnungsschema bestätigen.

Einer der vorgegebenen Begriffe, die ich in Darstellungen der politischen Handlungen in Jugoslawien immer wieder angetroffen habe, war der Begriff des Totalitären. Wahrscheinlich haben Handkes Kritiker erwartet, dass er diesen Ordnungsbegriff zur Erklärung der Verhältnisse in Jugoslawien übernimmt. Und zu dem Begriffsumfeld gehören dann auch Begriffe wie Konzentrationslager, Völkermord, Serbenführer Milosevic und ähnliches.

Diesen begrifflichen Vorgaben, welche in Deutschland political correctness signalisieren, hat Handke sich verweigert. Er hat dies nicht weiter begründet. Das muss er auch nicht im Rahmen seines methodischen Vorgehens. Doch auch derjenige, der deduktiv vorgehen möchte und untersuchen möchte, ob bestimmte politische Theorien und Erklärungsmuster bei der Analyse der Verhältnisse in Jugoslawien weiterhelfen - und dies ist aus wissenschaftlicher Sicht nicht von vornherein zu verwerfen -, müsste bei der Prüfung des politischen Systems von Jugoslawien sich zum Beispiel an die in der politologischen Literatur zum Totalitarismus - also an die von C. J. Friedrich und H. Arendt und anderen - entwickelten Kennzeichen totalitärer Diktaturen halten. Wer diese Kenntnisse hat, wird sich wahrscheinlich hüten, im Blick auf die Herrschaft von Milosevic und seiner Partei von totalitärer Diktatur zu sprechen. Doch dies nur nebenbei, damit klar wird, wie die Alternative zur poetischen Methode aussehen würde. Auch der deduktiv Vorgehende müsste sorgsam prüfen, welche der vorgefundenen Erscheinungen sich mit der heuristisch angewandten Methode erklären lassen und - was genau so wichtig ist! - bei welchen Erscheinungen dies nicht der Fall ist. Das Problem ist, dass die deduktive Methode dazu verführt, immer nur das Bestätigende zu suchen und zu benennen.

Bei der poetischen Methode kommen solch politologische Begriffe wie totalitäre Diktatur oder Demokratie gar nicht vor. Es werden nur Erscheinungen en Detail wahrgenommen. Dazu gehören nicht nur Marktszenen oder bukolische Schilderungen von Landschaften; mit der poetischen Methode kann man auch von einem Zug Gefangener, von flappenden Plastikbahnen in den Fensterhöhlen zerstörter Häuser oder auch von einer politischen Kundgebung berichten. Ein Adept der poetischen Methode würde sich jedoch zurück halten bei Schuldzuweisungen und bei historischen Einordnungen. Eine radikale Zurückhaltung ist in Reinkultur jedoch nicht möglich; es gibt immer ein Vorverständnis. Dies gilt auch umgekehrt. Auch die Deduktion kann nicht ohne den Impuls einer Anschauung, quasi aus dem Nichts heraus, erfolgen. Am Anfang stehen auch bei der Deduktion Impressionen, die quasi spontan und assoziativ mit bestimmten Begriffen und Verhaltensmustern verbunden werden.

Vorteile der Inkonsequenz

Man kann Handke vorhalten, dass er sich nicht konsequent (jedenfalls nicht ausschließlich) an seine poetische Methode gehalten habe. Er hat nicht nur erzählt, was er gesehen und gehört und sich dabei gedacht und gefühlt hat. Bereits in den Titel seines Reiseberichts hat sich ein schwer zu handhabender Begriff - soll man sagen - 'eingeschlichen'. Hätte er dem Reisebericht den Titel "Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau Save, Morawa und Drina" belassen, hätte es sich um einen mustergültig rein poetischen Titel gehandelt und es wäre klar

und deutlich gewesen: Hier handelt es sich um ein Epos. Doch nein: Handke lässt zu, dass die Redakteure der Süddeutschen Zeitung seinem Reisebericht den Obertitel "Gerechtigkeit für Serbien" geben. Dann erst folgen als Untertitel die poetischen Signalworte "Eine winterliche Reise...". Man darf die Redakteure dafür nicht tadeln. Die Leser sollten doch - auf den ersten Blick, wie sich dies im Medium Zeitung so gehört - bereits ahnen, ja 'begreifen', worum es in dem Text politisch geht. Das sieht auch Handke so. In der Buchausgabe streicht er "Gerechtigkeit für Serbien" nicht wieder, sondern macht daraus durch die Verbindung "oder" lediglich einen nachgeordneten Titel.

Doch wenn man in einem Konflikt - genau genommen in einer Bürgerkriegssituation - 'gerecht' sein will, dann kann man dies nicht allein mit der poetischen Methode bewerkstelligen. Es gibt keine gerechte Beurteilung eines Konfliktes auf staatlicher Ebene ohne eine Analyse des politischen Systems. Wenn man von Gerechtigkeit spricht, dann darf man nicht nur Fragen stellen, dann muss man letztlich Antworten geben und muss zu einer Beurteilung des politischen Systems kommen. Dies hat Handke nicht getan. Darum hätte er den Titel "Gerechtigkeit für Serbien" nicht wählen oder sich aufdrängen lassen dürfen. Wahrscheinlich war dies aber der Preis, den er an das öffentliche Bewusstsein zu zahlen hatte, damit die Abonnenten der Süddeutschen Zeitung seinen Bericht überhaupt gelesen haben. Man muss die Menschen dort abholen, wo sie sich - auch Opfer einer Verführung - gerade befinden. Und dies tut man gelegentlich in der Form der Provokation. Der Titel "Gerechtigkeit für Serbien" war eine Aufmerksamkeit erregende Provokation. Im Sinne der reinen poetischen Methode war er jedoch Unfug. Man könnte den Titel irreführend nennen, passender wäre 'an der Nase führend'.

Handke ahnt die Problematik dieses Signalbegriffes "Gerechtigkeit". Er spricht nicht nur im Titel von "Gerechtigkeit"; er betont, dass er kein Ankläger oder Richter sei. Er legt Wert auf die Feststellung: Ich bin kein Zola. Je n'accuse pas. "Es drängt mich nur nach Gerechtigkeit. Oder vielleicht bloß nach Bedenklichkeit, Zu-bedenken-Geben."²⁷ Aus diesen methodisch reflektierten Formulierungen spricht der Poet. Er gibt uns mit seinen Bildern aus der Lebenswelt einiges zu bedenken. Mit der poetischen Methode, mit dem Kleinstepos, der Epopoe, wie er sie in Reinkultur in der Sammlung "Noch einmal für Thukydides"²⁸ vorgestellt hat, kann man Beobachtetes und Empfundenes und Gehörtes zu bedenken geben; man kann auf diese Weise auch zur Versöhnung anregen, Menschen auf diese einstimmen. Man kann Feindbilder auflösen durch Individualisierung. Man zeigt den Lebensraum von Menschen, man zeigt eine Gegend, in der diese Menschen sich wohl fühlen. Das ist wichtig, damit Frieden vorstellbar wird und das Wünschen wieder hilft. Doch man kann mit dieser poetischen Methode zu keiner überprüfaren, gerechten Beurteilung eines politischen Systems kommen. Der Poet ist kein Ankläger in einem Kriegsverbrecherprozess. Er glaubt wahrscheinlich auch nicht daran, dass man nach einem Bürgerkrieg zur Gerechtigkeit gelangen kann, indem man relativ zufällig Gefasste in Den Haag oder in Jugoslawien oder sonstwo vor Gericht stellt und dann für Jahre und Jahrzehnte einsperrt, wo sich doch Zehntausende mitbrüllend, mithassend, mitmordend oder in Gedanken Verbrechen begehend beteiligt haben oder sich durch Schweigen und Wegsehen mitschuldig gemacht haben. Die Fragen nach dem Warum und dem Wie-anders bleiben im Gefängnis unbeantwortet. Diese Fragen bleiben verdrängt.

²⁷ Winterliche Reise, a.a.O., S. 150

²⁸ München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1997 (erste, kürzere Ausgabe Salzburg und Wien: Residenz Verlag 1995)

Es gibt so manche (häufig ziemlich lange) philosophische Abhandlung über die Gerechtigkeit. Ich habe der Einfachheit und der Kürze halber in Johannes Hoffmeisters "Wörterbuch der philosophischen Begriffe" nachgeschlagen. Dort wird in Anlehnung an Platon betont, dass es Gerechtigkeit nur im Rahmen einer staatlichen Ordnung geben kann.²⁹ Darum ist es unmöglich "Gerechtigkeit für Serbien" zu fordern, ohne sich mit dem politischen System Serbiens bzw. Jugoslawiens zu befassen. Doch dies kann man nur mit philosophischen, historischen, politischen, juristischen und ökonomischen und wohl auch religionswissenschaftlichen Methoden tun. Mit diesen Methoden kann Handke jedoch nicht fachmännisch umgehen, auch wenn er als gebildeter Mann nicht ahnungslos daherredet, sondern manche sachdienlichen Fragen stellt und kluge Beobachtungen macht. Er verhält sich so, wie man dies von einem Bürger als Zoon politikon in einer Demokratie erwarten darf.

Vorbeugen ist besser als dementieren

Doch wenn er mit dem Anspruch "Gerechtigkeit für Serbien" auftritt bzw. ihm dieser Anspruch aufgrund der Headline des Zeitungsartikels oder des Buchtitels unterstellt werden darf, kann man dem Poeten, der durch den Georg Büchner Preis eben doch aus dem Kreis der gemeinen Bürger herausgehoben wurde, leicht am Zeuge flicken. Peter Glotz, der erfahrene Parteipolitiker meinte, dass Peter Handke sich mit einigen kritischen Aussagen und faktischen Hinweisen zum politischen System Jugoslawiens leicht gegen Angriffe der 'politisch Korrekten' hätte verwahren können. Da gebe ich Glotz Recht. Wer in der westdeutschen Friedensbewegung nicht dem Umfeld der DKP zugerechnet werden wollte, der sagte etwas Kritisches zur Okkupation der CSSR und solidarisierte sich mit den Kriegsdienstverweigerern in der DDR und kritisierte auch die sowjetische Rüstung. Damit hielten wir uns die allerdümmsten Sprüche vom Schlage "Geht doch rüber" vom Halse. Peter Glotz meint, so schlau hätte Handke auch sein können. In der Tat verwahrte sich auch Handke prophylaktisch gegen einige Vorwürfe. Doch er tat dies in so süffisantem Ton, dass die durchschauten Kritiker sich nur umso mehr über ihn ärgerten. Peter Glotz meint, Peter Handke "hätte manchen Feinden mit ein paar dürren Fakten die moralische Empörung in den Hals zurückstopfen können." Unter diesen dürren Fakten verstand Glotz auch die Verbrechen, für die bosnische und kroatische Politiker und ihr Anhang verantwortlich waren.

Ich halte diese Empfehlung von Peter Glotz für einen kollegialen Rat. Man kann diesen Rat aber auch nur verstehen vor dem Hintergrund, dass man ausschließlich mit der poetischen Methode einen Konflikt weder beschreiben, noch bearbeiten kann. Doch auch dies sei nur nebenbei gesagt. Das Besondere an dem Reisebericht Handkes und das, was diesen zu einem vorbildlichen Friedenstext macht, ist sein Umgang mit der poetischen Methode. Wir tun darum gut daran, diese Passagen selektiv zu betrachten und uns nicht von dem Getöse, dem Geklapper des Literaturbetriebs ablenken zu lassen.

Pikiert haben auf Handkes Kritik vor allem die Herausgeber und Leitartikler und die sich politisch korrekt verlautbarnden Kollegen reagiert. Das war das Klappern, das zum literarischen Handwerk gehört. Auch Peter Handke ist kein Mann der leisen Töne. Er ist zwar manchmal ganz sanft, dann aber auch wieder - aus Einsicht und Mitleid - ein sehr zorniger, aggressiv wirkender Mensch. Als ich ihn in einem Brief als "gar zu aggressiv" bezeichnet habe, verwahrte er sich dagegen mit einem "nein, verletzt und ewig empört!" Das stimmt, doch zwei-

²⁹ "Die Gerechtigkeit ... entwickelt er [Platon] unter dem Bilde eines ihr voll entsprechenden Staatswesens, überzeugt, dass sie nur in einem solchen verwirklicht werden kann." J. Hoffmeister: Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Hamburg, 2. Aufl. 1955, S. 260

fellos versteht es Handke auch kräftig mitzuklappern - und wahrscheinlich ist dies fast unvermeidlich, wenn man sich auf dem Literaturmarkt behaupten will. Doch Handke kennt sich. Wenn er gar zu zornig wird, dann liest er zur Besänftigung die Schriften seines Freundes Hermann Lenz, der sich seinerseits an Marc Aurel orientierte.³⁰

Wenn Handke sich nur der poetischen Methode bedient hätte, um derentwillen ich mich als Friedensforscher mit ihm befasste, dann hätten seine Reiseberichte wahrscheinlich kein Aufsehen erregt. Mit seiner zornigen Medienkritik und seinem Spott über diejenigen, welche Glotz als die Resolutions-Schickeria bezeichnet, gemeint ist André Glucksman & Compagnie, hat Handke vieles 'treffend' um nicht zu sagen 'verletzend', also violent, formuliert; doch was und wie er kritisierte, war in der Methode eigentlich nicht neu. Wie bereits erwähnt, hat die Medienwissenschaftlerin Mira Beham ähnliche Kritik in der Sache und Methode in ihrem Buch "Kriegstrommeln" vorgetragen und belegt. Was an Handkes Medienkritik auffiel, waren der zornige Ton und sein Mut, sich auch mit denjenigen Zeitungen anzulegen, die bisher seine Publikationen und Bühnenwerke häufig gelobt hatten, wahrscheinlich weil er sich in seinen Themen von den plakativ-engagierten Linken unterschied. Dabei hat er eigentlich von Anfang an links, das heißt experimentell, gegen den Strich geschrieben. Und es war eigentlich nur eine Frage der Zeit und der persönlichen Herausforderung, bis er sich mit seinem sprachlichen Können und seiner Beobachtungsgabe (nach extensiver Zeitungslektüre) auch auf ein politisches Thema werfen würde.

Von Handke lernen?

Das Neue an Peter Handkes Reiseberichten ist, dass er im Kontext eines Bürgerkrieges die - vielleicht sollte man auch einschränkend sagen - seine poetische Methode anwendet. Im Blick auf diese Methode können wir Friedensforscher von ihm lernen, weil es uns kaum gelingen dürfte, Einsicht schaffende Friedenstexte zu schreiben, wenn wir nur die bekannten darstellenden und analytischen Methoden anwenden. Unsere Begriffe bleiben gar zu leicht blind und unsere Analysen gefühllos. Unsere Texte bewegen nichts, sie stiften keine Versöhnung. Sie bleiben totes Papier. Es bleibt bei winzigen Auflagen. Müssen wir uns nicht fragen: Wie können wir unseren Texten Leben einhauchen? Damit will ich nicht behaupten, dass unsere wissenschaftlichen Methoden nichts taugen. Ich meine, dass sie der Ergänzung bedürfen. Wir sollten den Umstand, dass wir in Konfliktgebiete reisen und uns dort umschaue, besser nutzen als bisher.

Ich hatte kürzlich eine Dissertation über den Zypern-Konflikt zu lesen, welche nach allen Regeln unserer Kunst gearbeitet war, aus der man aber nichts darüber erfuhr, was der Verfasser selbst auf dieser militärisch geteilten Insel beobachtet hat. Die Dissertation untersuchte arrangierte Begegnungen zwischen türkischen und griechischen Zyprioten - auf der Basis schriftlicher Quellen. Ich empfand diese schriftlichen Quellen als ziemlich dürftig, weil die ausländischen Analytiker, die weder griechisch noch türkisch sprachen, auf das angewiesen waren, was die sich Begegnenden ihrerseits auf Englisch zu sagen und zu Papier zu bringen in der Lage waren. Ich hätte mich mindestens genau so stark für die Beobachtungen des deutschen Friedensforschers auf der Insel interessiert wie für die kümmerlichen Aufzeichnungen und deren Analyse nach den Regeln der Wissenschaft. Ich kannte den Autor aus dem Training in gewaltfreier Konfliktbearbeitung als einen einfallsreichen, phantasie- und sprachbegabten Menschen. Von diesen Eigenschaften fand ich im Text wenig wieder. Es wimmelte von Anglizismen, von - wie ich fand - modischen Begriffen. Ich nehme an, dass er befürchtet hat, dass

³⁰ H. Lenz: Leben und Schreiben. Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt/M. 1986, S. 142-154

man ihm das Einbeziehen eigener Beobachtungen in erzählender Form als unwissenschaftliche Einsprengsel übel genommen hätte. Es gibt für dieses erzählende Ergänzen auch keine etablierten Vorbilder. Mir fallen auf Anhieb nur aus der Jugendzeit die Rundfunkbeiträge von Professor Klaus Mehnert ein, der die Analyse des sowjetischen Systems mit persönlichen Beobachtungen zu verbinden wusste. Da mag sich nun mancher darüber mokieren, aber Klaus Mehnert hatte auf seine Weise in den 50er Jahren mehr Einfluss auf die öffentliche Meinung in Deutschland als die gesammelten Werke der Sowjetforschung.

Doch ich räume ein: Die Verbindung von wissenschaftlicher Analyse und persönlicher Beobachtung ist fragwürdig. Sie funktioniert nur, wenn es einen erkennbaren Pluralismus der poetischen Stimmen gibt. Die Aufzeichnung persönlicher Eindrücke ist in ihrer Selektion willkürlich. Und man sollte sich hüten, diese Impressionen ruckzuck auf den Begriff zu bringen. "Der Sowjetmensch" à la Mehnert war auch nur ein (induktives) Konstrukt, was Mehnerts Beobachtungen im Detail nicht wertlos machte.

Vorweg eine Warnung: Man darf das Verfahren nicht mystifizieren. Auch Dichter haben keine 'Eingebungen'. Die willkürliche Selektion, die immer nur nachträglich durch einsichtige Ergebnisse zu rechtfertigen ist, bleibt das Manko der qualitativen Sozialforschung. Dennoch müssen wir sie pflegen. Die poetische Methode ist eine Variante der qualitativen Sozialforschung. Am mehr oder weniger wohlgestalteten Text und an seinem Gehalt an Beobachtungen, die etwas Besonderes oder etwas Verallgemeinerbares darstellen, erkennt man dann, ob es sich gelohnt hat, diese Methode anzuwenden. Es könnte sein, dass zwei Personen mit der poetischen Methode arbeiten wollen und gleichzeitig denselben Personen begegnen und dieselben Anblicke haben und dass der eine zu einem wertvollen Ergebnis gelangt und der andere nicht. Das ist der Unterschied zu quantitativen Methoden, bei denen man doch annimmt, dass ihre Anwendung - unabhängig von der Person des Untersuchenden - zu identischen Ergebnissen führt. Letzteres ist bei der poetischen Methode nicht der Fall, obwohl Ähnlichkeiten dann umso bemerkenswerter sind.

Als ich das Tagebuch meiner sechswöchigen Reise durch Indien "Auf der Suche nach Gandhis Vermächtnis" niederschrieb,³¹ war es hilfreich, meine Aufzeichnungen und Photographien mit denen von vier Mitreisenden im Detail vergleichen zu können. Zu diesen Aufzeichnungen gehörten bei allen Beteiligten auch Notizen poetischer Natur. Dies bedeutet, dass auch die poetische Methode nicht ganz und gar willkürlich verfährt. Es gibt Methoden des Prüfens. Zumindest lassen sich diese entwickeln.

Handke hat seine poetische Methode nicht in politologischer Haupt- oder Nebenabsicht entwickelt. Wenn wir als Friedensforscher nun auf diese Methode aufmerksam werden, weil sie zum Verfassen von Friedentexten taugt oder taugen könnte, dann ist dies ein Kollateralnutzen, den wir - vom Autor selbst darauf gestoßen - aus seinen Experimenten ziehen. Er hat seine Methode zunächst nicht auf Reisen, sondern im Alltagsmilieu erprobt. Dort hatte er es nicht mit Außergewöhnlichem, sondern mit jederzeit Überprüfbarem, mit sich Wiederholendem zu tun. Ich greife zurück auf sein Epos "Mein Jahr in der Niemandsbucht". Es ist zwei Jahre vor dem Bericht über die Jugoslawienreise in dem Pariser Vorort Chaville bei wiederholten Spaziergängen durch diesen und die umgebenden Wälder entstanden.

³¹ Indienreise. Auf der Suche nach Gandhis Vermächtnis, Berlin 2000, 402 S. (unveröffentlichtes Manuskript). Kurzfassung: Nachsuche in Indien. In: Th. Ebert: Pazifismus, Bd. 1, Münster 2001, S. 39-70

Ein für die Methode bezeichnender Abschnitt lautet:

"Es ist der Moment, auf die Häuser in der Bucht einzugehen, die mir am Anfang eher verschoben erschienen, und inzwischen so naturnah dastehen.

Erst mit dem Aufschreiben jetzt, das mir die Sinne schärfte, wurde ich aufmerksamer für die Bauwerke hier. Das geschah auf eine fast schon bewährte Weise: Da ich unfähig bin, etwas absichtlich wahrzunehmen, notiere ich jeweils erst daheim am Tisch, was mir, ohne rechtes Hinschauen, an dem oder jenem Haus im Vorübergehen aufgefallen war. Dabei verließ ich mein bisschen Gedächtnisspur, wurde konkret, beschrieb möglichst vollständig, erfand auf gut Glück dazu, geriet ins Fabulieren.

Mit solcher Beschreibung, mehr einem Raten, von Haus und Gegend, schwarz auf weiß im Kopf, brach ich dann ein zweites Mal dorthin auf. Und so erst wurde ich imstande, zu sehen, wie es sich wirklich verhielt. Und weit stärker noch als durch das Richtiggetroffene prägte sich durch meine Fehler mir die genaue Örtlichkeit ein. Bloß musste ich, um das zu erreichen, zwischen die fragliche Sache und meine Sinne zuvor etwas Schriftliches gesetzt haben, wenn nicht etwas Falsches, so doch halb Blindes, und jedenfalls etwas Schriftliches. Ich brauchte dann nur noch wiederum heimzugehen und dieses, wo nötig, auszubessern.

Und manchmal ließ ich das Falsche auch stehen; wer sagte, dass die Telefonzelle, die ich an die bestimmte Straßenecke halluziniert hatte, morgen nicht in der Tat dort aufgestellt wäre?"³²

Wenn man als Friedensforscher ähnlich verfährt, kommt das Halluzinieren nicht in Frage, und bei Reiseberichten muss man danach trachten, dass der selten in Frage kommende zweite Kontrollgang durch andere Verfahren, also zum Beispiel die Einsicht in Aufzeichnungen von Begleitern oder auch durch das nachträgliche Heranziehen von Fotos, ersetzt werden.

Wenn ich von 'poetischer Methode' spreche, dann klingt dies so, als ob sie (nur) für Poeten taue. Doch mir scheint, dass wir sie alle kennen lernen sollten, um uns dieser Methode gelegentlich selbst zu bedienen, denn gelernte Poeten werden wir nur in seltenen Fällen zu Begleitern haben, wenn wir in Krisen- und Kriegsgebiete reisen. Auch ohne solche Begleiter sollten wir erzählen können, was uns vor Ort begegnet ist und was wir erblickt haben. Die Medienkritik Handkes hat uns gelehrt, dass Journalisten uns diese Arbeit nicht abnehmen. Auch wir selbst können uns auf die Berichte von Journalisten nicht verlassen. Journalisten treffen eine berufsspezifische Auswahl bei der Gestaltung ihrer Texte. Sie müssen sehr geschwind schreiben und knapp berichten. Nur Spotlights! Journalisten focussieren, sie schreiben keine Epen. Man erwartet von ihnen, dass sie von "Brennpunkten" berichten und nicht vom "Nebendraußen". Allein schon diese Einengungen journalistischer Arbeit können das Entstehen von Friedenstexten verhindern, zumindest behindern.

Wenn ein Friedensforscher in ein Konfliktgebiet reist, dann kann er sich bei seinen Beobachtungen Zeit lassen und er kann kontrollieren und an Hand zusätzlicher Eindrücke die bisherigen überprüfen, und dann besonders wichtig: Er kann auch Dinge notieren, die auf den ersten Blick den Action-Lesern nicht spannend genug erscheinen mögen und die zunächst nur ihn selbst berühren. Bei Handke sind dies Eindrücke von Landschaften, von Gaststätten und Bus-

³² P. Handke: Mein Jahr in der Niemandsbucht. Ein Märchen aus den neuen Zeiten, Frankfurt/M. 1964. Hier zitiert nach der unveränderten Neuauflage im Jahre 2000, S. 455.

haltestellen. Er spricht über die Herkunft und die Qualität der Weine beim Zusammentreffen mit Kollegen und benennt auch Marmeladen und Gebäcke beim Besuch einer alten Serbin, die zu Titos Zeiten bei den Partisanen kämpfte.

Doch sind diese Details ein Beitrag zum Frieden, wo es der Berichterstattung sonst in erster Linie auf die Massengräber und die Opfer der Vergewaltigungen ankommt? Lenkt dieses Poetisieren nicht nur ab von den Kriegsgräueln? Caroline Fetscher, die engagierteste Balkan-Journalistin des Tagesspiegel sieht gewissermaßen rot, wenn Peter Handke tatsächlich "weite Weißdornschleppen" erblickt auf seiner Reise durch das gebombte Jugoslawien.³³

Die poetische Methode und die Massengräber von Srebrenica

Bisher habe ich mich der poetischen Methode genähert, indem ich darauf verwies, was sie zu vermeiden trachtet. Sie deduktiv auf den Begriff bringen zu wollen, wäre ein Widerspruch in sich. Ich müsste jetzt aus den Reiseberichten Handkes zitieren und dann am Text auf das Poetische hinweisen. Ich kann dies hier nicht in epischer Breite tun. Ich möchte ein solches Vorgehen an einem Beispiel andeuten, ohne die betreffenden Passagen im Einzelnen zu zitieren.

Nach der "Winterlichen Reise" im Jahre 1995 ist Handke im Sommer 1996 wieder nach Jugoslawien zurückgekehrt, hat aber dieses Mal die Drina überquert und ist in die Republika Srpska eingereist und ist auch nach Srebrenica gefahren.

Dass die Ermordung von Tausenden von Muslimen in Srebrenica ein Verbrechen darstellt, das er nicht ignorieren darf, war ihm klar. Es ist ihm mit seinen Methoden auch nachgegangen. Diese waren weder kriminalistische, noch historische.³⁴ Während der winterlichen Reise hatte er dieses Verbrechen und seine Folgen bereits aus der Sicht einer Serbin in Bajina Basta, einer jugoslawischen Nachbarstadt Srebrenicas darstellen lassen. Diese Frau zweifelt nicht an den Verbrechen - nicht die Spur eines Pendants zur "Auschwitz-Lüge". Sie sagt nur, dass im Vorfeld auch Muslime gemordet hätten. Handke nimmt dazu nicht Stellung. Er zitiert Olga nur, auch ihre Entrüstung über die serbischen Kriegsgewinnler in Bajina Basta. Sie bedauert, dass sie nun nicht mehr ans Meer fahren und ihre muslimischen Freundinnen auf der anderen Seite der Drina besuchen kann.³⁵

An diesen Bericht Olgas und an deren Bewertungen hatte Handke dann seine eigenen Fragen angeschlossen. Dies waren keine rhetorischen, sondern ihn selbst bewegende Fragen. Sie zeigen, dass für Handke an dem verbrecherischen Charakter der Ermordung von muslimischen Gefangenen kein Zweifel besteht und dass ihn diese Verbrechen bei seiner Reise immer wieder umgetrieben haben. Zu seiner Frau sagt er: "Aber ich möchte dazu fragen, wie ein solches Massaker denn zu erklären ist, begangen, so heißt es, unter den Augen der Weltöffentlichkeit, und dazu nach über drei Jahren Krieg, wo, sagt man, inzwischen sämtliche Parteien, selbst die Hunde des Krieges, tötensmüde geworden waren, und noch dazu, wie es heißt, als ein organisiertes, systematisches, lang vorgeplantes Hinrichten." Und er führt diesen Gedankengang

³³ Dass er an anderer Stelle eine nicht nur zerstörte, sondern mehrfach zerbombte Automobilfabrik beschreibt, scheint sie zu übersehen. Buchbesprechung von "Unter Tränen fragend": Weite Weißdornschleppen. Balkan I: Peter Handke erträumt sich wieder sein eigenes Serbien. In: Der Tagesspiegel, 6.4.2000

³⁴ Dazu informativ - mit deutlicher Parteinahme für die muslimische Seite: Hajo Funke / Alexander Rhotert: Unter unseren Augen. Ethnische Reinheit. Die Politik des Milosevic-Regimes und die Rolle des Westens, Berlin: Verlag Das arabische Buch, 1999, S. 160-267

³⁵ Sommerlicher Nachtrag, a.a.O., S. 120-122

dann für sich selbst weiter: "Warum solch ein Tausendfachschlachten? Was war der Beweggrund? Wozu? Und warum statt einer Ursachenausforschung ('Psychopathen' genügt nicht) wieder nichts als der nackte, geile, marktbestimmte Fakten- und Scheinfaktenverkauf?"³⁶

Handke stellt hier wichtige Fragen. Das Problem ist, dass er sie mit seiner poetischen Methode *on the spot* gar nicht beantworten kann. Dazu müsste er mit den Tätern reden können. Wahrscheinlich ginge dies nur "nebendraußen", außerhalb eines Anklageverfahrens. Auch im "Sommerlichen Nachtrag" macht Handke keine direkte Anstrengung, eine Antwort auf die oben zitierten Fragen zu finden. Immerhin besucht er den Ort des Geschehens. Er nähert sich Srebrenica und betrachtet die zerstörten Häuser, die eingestürzte Moschee, hört in den leeren Fensterhöhlen flappende Plastikbahnen und er sitzt mit den Menschen, die heute in Srebrenica leben, in einem Gasthof zusammen, unter ihnen auch einer, der auf der Haager Suchliste der Kriegsverbrecher steht. Das ist fast nur Atmosphärisches, aber vielleicht sagt es mehr als eine Anklage- oder Verteidigungsrede in den Haag, zumindest bereitet es darauf vor, eventuelle Antworten auf Handkes Warum-Fragen auch zu hören und zu verstehen.

Hätte Handke sich zu den Massengräbern begeben sollen, um dort politisch korrektes Entsetzen und Abscheu vor der Regierung Milosevic, die, so wird angenommen, das Massaker hätte verhindern können, zu Papier bringen? Das Aufsuchen solcher Stätten und das Erinnern an Erschießungen sind Handke nicht fremd. Geht er in Paris spazieren, erinnert er sich an bestimmte Orte.

"Es gibt einen Pariser Hügel, den man, anders als den Montmartre, kaum wahrnimmt. Er liegt am Westrand der Stadt, gehört eigentlich schon zum Vorort Suresnes und heißt Mont Valérien. Kaum als besondere Erhebung zu erkennen in der Hügelkette, die westlich an der Seine entlangzieht, ist der Mont Valérien befestigt mit einem Fort, das im zweiten Weltkrieg von den deutschen Besatzern als große Hinrichtungsstätte benutzt wurde.

Ich war nie oben gewesen, aber nach der Sainte-Victoire drängte es mich hinauf; und an einem schönen Sommersonntag sah ich da einen Steinfriedhof gegen den blauen Himmel als helle Totenstadt; pflückte Brombeeren, die hart und süß waren; und erfuhr mit dem Blick auf die mit vielen kleinen Häusern bebauten Hügelausläufer, wo hier und da ein Hund bellte und vereinzelt der Rauch aufstieg, nichts als die gespensterlose Gegenwart. Langsam ging ich wieder ostwärts bergab, über die Flussbrücke wieder zurück ins Stadtgebiet, und bestieg im Bois de Boulogne gleich eine zweite, kaum merkliche Erhebung, die, ebenfalls vom Krieg her, Mont des Fusillés heißt und an den Baumstämmen noch Kugelspuren zeigt (unter denen jetzt, wie überall, die Sonntagsausflügler lagerten.)"³⁷

Man stelle sich vor, Handke hätte auf solch poetische Weise einen Spaziergang zur Hinrichtungs- oder Verscharrstätte von Srebrenica beschrieben. Der Skandal wäre perfekt gewesen. Dabei denke ich, dass im Hinweis auf die Brombeeren nicht weniger Trauer zum Ausdruck kommt als im Erwähnen der Kugelspuren. Ein Unterschied zwischen den Pariser Orten des Abschießens von Geiseln und den Mordstätten von Srebrenica ist, dass die im Blick auf Srebrenica politisch so Korrekten in Paris gar nicht (mehr) auf die Idee kommen würden, den Mont Valérien und den Mont de Fusillés zu besuchen, mich selbst eingeschlossen, denn ich habe 14 Jahre nach Kriegsende in Paris studiert. Von keinem deutschen Schriftsteller wird

³⁶ Sommerlicher Nachtrag, a.a.O., S. 147

³⁷ P. Handke: Die Lehre der Sainte-Victoire, (1980), Frankfurt/M. 1984, S. 67-68

heute mehr erwartet, dass er die deutsch-französische Freundschaft durch einen Besuch an diesen Hinrichtungsstätten der deutschen Besatzungsmacht unterstreicht, was meines Erachtens zeigt, was political correctness in Wirklichkeit wert ist, und was die poetische Methode für die Erinnerung und die Versöhnung zu leisten vermag.

Auf dem Friedhof von Visegrad

Wohin die poetische Methode trägt, will ich zeigen, indem ich nicht den relativ langen Bericht über den kurzen Besuch in Srebrenica vorlese, sondern den kürzeren, in sich geschlossenen Abschnitt über seine Eindrücke auf dem Gefallenfriedhof von Visegrad. Handke war dort in eine orthodoxe Kirche getreten.

"Allein mit dem in seine Messvorkehrungen vertieften Geistlichen und seinen Helfern, fühlte ich mich als Eindringling und zog mich zurück ins Freie: der Gefallenfriedhof dort unterhalb der Kirche, umstanden von getreidehohem Sommergras, inzwischen schwarz nicht mehr nur von den ineinandergeschachtelten Grabsteinquadern, sondern zusätzlich von den Besuchern, zunächst beinah nur Frauen, ältere, kauern vor und hinter den Stelen, mit diesen in einer bewegten Einheit. Sie wischten so und polierten mit Schwämmen und Tüchern die Grabstätten ihrer Angehörigen, gründlich und gewissenhaft wie nur je in einem Haushalt; und säuberten aber daneben die Ritz- und Ätzbilder mit einer von Hause aus wohl eher ungewohnten Zartheit, zwischendurch auch Wucht.

Und jetzt das Anheben eines Lieds oder Gebets oder Anrufs oder einfach nur Weinens von einer einzelnen, hinter dem Grab ihres Sohns auf ihren Fersen hockenden und während alledem den ohnedies längst schon sauberen Sockel weiter und weiter säubernden Mutter, oder Großmutter?: Ganz und gar nicht jenes Plärren, Kreischen, Gejaule und Geheul, das sich unsereiner vielleicht von südlichen 'Klageweibern' vorstellt, vielmehr der von nichts als dem Schmerz hervorgebrachte, und geleitete, und betonte, und beherrschte Totenbahnenmonolog; an niemanden gerichtet, auch nicht an den doch angeredeten, angesungenen Leichnam; fast lautlos, ohne leise oder lispelig zu sein; geradewegs der Brust entrungen, aber um nichts mehr - kein Zutun und kein Nachdruck, ein jeder Ton und eine jede Silbe bloß über die Lippen tretend, und kein Hauch darüber hinaus; keine Willkür und nichts Gewolltes, allein die Artikulation der ohne Kehlanstrengung oder 'Lauthalsigkeit' die Trauer, nein den Verlustschmerz aus sich herausatmenden und zwischenzeitig auch -wimmernden Menschenkreatur; und so, begünstigt vielleicht von der sonstigen Sonntag-Morgenstille, ganz anders sich in die Lüfte erhebend und diese erfüllend als je eine Arie, selbst jene nicht, wo Mann und Frau an den Himmel reichen; einer der seltenen Momente auch, da ich dort in Visegrad mit dem Ivo Andric nicht eingehen konnte, welcher in der Brücke über die Drina solche in seiner Gegend durch die Jahrhunderte sich wiederholenden Laute als eine Art Verliebtsein der jeweiligen Trauernden in den eigenen Schmerz beschrieben hat. So habe ich das nicht gehört; so etwas war da jetzt nicht mitzuhören. Und muss hier dazugesagt werden, dass jenes Totenklagen dort auf dem serbisch-orthodoxen Friedhof das sicher ganz gleiche, nur verschieden sich äußernde Weh woanders natürlich miteinschloss."³⁸

Eigentlich müsste es nicht dazugesagt werden. Da Handke jedoch inzwischen die Blickstutzigkeit seiner Kritiker, immer auch die andere Seite mitzubedenken kennen gelernt hatte, erfolgte für die politisch Korrekten noch der kriegsparteienübergreifende Wink.

³⁸ Sommerliche Reise, a.a.O., S. 204-206

Die Gliederung eines Aufschreis

Ich hoffe, das Zitat hat deutlich gemacht, warum Peter Handke vorgeschlagen hatte: Nach Auschwitz nur noch Gedichte. Er versteht, ich erinnere daran, unter einem Gedicht in diesem Zusammenhang "die Gliederung eines Aufschreis", eines Aufschreis, der ganz leise sein kann, wie wir eben hörten. Bei Handke wird in solchen Situationen die epische Prosa zum Gedicht. Das kann unsreiner nicht nachahmen, aber wir können auch mit einfachen Worten von der Lebenswelt in einem Kriegsgebiet erzählen. Man kann ein Lied singen, ohne ein großer Tenor zu sein.

Was bedeutet dies nun für einen Friedensforscher, der sich der poetischen Methode zu bedienen sucht? Wenn wir der Konfliktgebiete und der dort lebenden Menschen und ihrer Lebensumstände ansichtig werden, dann sollten wir versuchen, das Gesehene, das Gehörte, das Gefühlte nun gerade nicht 'auf den Begriff' zu bringen, sondern in anschaulicher Weise im Detail, in bildhaften Worten auszudrücken. Reden wir nicht von Obst, sondern von Brombeeren. Reden wir nicht von Trauer, sondern lassen wir die Totenklage klingen, so gut wir es eben können. Wir sollten auch keine Allerweltsvergleiche anstellen, gewissermaßen ein Massakerpanorama aufziehen, sondern allenfalls einen tatsächlichen Bezug zu unserem eigenen Leben herstellen. Zur poetischen Methode gehört, dass der Schreibende sichtbar wird. Der Leser kann dann verstehen, weil er weiß, wer etwas sagt und empfindet - und das ist etwas ganz anderes als durch Signalworte political correctness zu proklamieren. Ich gehe soweit, dass ich behaupte, der Leser sollte auch die Biographie des Schreibenden zumindest soweit kennen, wie dies im Blick auf den Text erforderlich ist. Der Idealfall ist jedoch, dass das Portrait des Schreibenden aus dem Text hervorgeht. So zu schreiben, fällt uns schwer. Wir fürchten, man halte uns dann für unwissenschaftlich. Das Ideal der Naturwissenschaften wird auch auf die Geisteswissenschaften übertragen. Die Wissenschaft vom Logos der Politik, also die Politologie, wird für manche zur Political Science. Das Ideal der Political Science sind Methoden, die funktionieren unter Absehen von der Person oder den Personen, die sie anwenden. Diesem Ideal nähern sich zum Beispiel Wahlprognosen. Das Problem ist nur, dass man mit diesen Methoden keine friedenspolitisch interessanten Fragen stellen und beantworten kann. Mit diesen Methoden konnten wir vorhersagen, dass Rot-Grün im Jahre 1998 wahrscheinlich die Wahlen gewinnen wird, aber nicht welche Folgen dies für die deutsche Außenpolitik haben wird und welche Alternativen einer rot-grünen Regierung, die unter den Druck der amerikanischen Regierung gerät, noch offen stehen.

Experimentieren geht vor Institutionalisieren

Auch Peter Glotz hat sich in dem bereits zitierten Artikel in Die Woche vom 16.2.1996 gefragt, "ob man aus Handkes Unternehmen etwas lernen kann."

"Aber welcher Handke schreibt über den Golfkrieg, über Ruanda, Afghanistan oder Tschetschenien? Wie lassen sich systematisch - Sprechregelungen durchbrechen, Lügen enttarnen, PR-Kampagnen unwirksam machen?"

In Deutschland gibt es fünf Wirtschaftsforschungsinstitute; alle öffentlich unterstützt. Warum begründen Bund und Länder nicht wenigstens zwei (voneinander unabhängige) Institute für Nach-Recherche, Hintergrundinformationen und kommunikative Intervention? Man könnte Journalisten, Verleger, Rundfunkanstalten, Nachrichtenagenturen und Kommunikationswissenschaft zu (unabhängigen) Trägern solcher Counter-Informationen-Programme machen. Es geht nicht nur um Gerechtigkeit für Serbien. Es geht um Fairness, Vielseitigkeit, Abwägung. Demokratien müssen der Verhetzung entgegenwirken. Von vornherein."

Die Zielsetzung leuchtet mir ein, aber ich habe Zweifel an der vorgeschlagenen Institutionalisierung. Mir ist nicht wohl beim Gedanken an ein staatlich gefördertes Counter Information Programme. Bei staatlicher Förderung besteht immer die Gefahr, dass der Geldhahn zuge dreht wird, wenn man in Fragen von Krieg und Frieden gar zu weit von der Regierungspolitik abweicht. Ich fürchte, da würde doch wieder nur die political correctness finanziert. Bevor man solche Institute gründen und für ihre Unabhängigkeit mit gewissen Finanzgarantien sorgen kann, muss eine neue Methode der Berichterstattung erprobt und etabliert werden. Wir müssen einüben - interdisziplinär. Ich würde lieber kleiner, dafür aber ganz unabhängig anfangen. Zur poetischen Methode passt auch die Erfahrung "Small is beautiful".

Ich denke in der Experimentierphase an ein kleineres Netzwerk von Friedensforschern, die sich auf ihren Erkundungsreisen der poetischen Methode befleißigen. Da sollte man bescheiden anfangen, also sich zunächst einmal im Tagebuch aufschreiben, was einem bemerkenswert scheint und diese poetisch-politologisch gemischten Berichte untereinander austauschen.

Ein Pilot-Projekt in der Prignitz

Wir sollten mit der poetischen Methode erst mal Erfahrungen sammeln. Ich stelle mir das so vor, dass zum Beispiel ein Projektkurs am Otto-Suhr-Institut, der sich mit dem Widerstand gegen die weitere Nutzung der Kyritz-Ruppiner Heide als Bombenabwurfgebiet befasst, diese poetische Methode anwendet.³⁹ Es gibt vorbildliche politikwissenschaftliche Studien über den Widerstand von Bürgerinitiativen. Die teilnehmende Beobachtung und auch das Tagebuchschreiben haben bereits zum methodischen Repertoire dieser Forschungen gehört. Ich war selbst an mehreren Studien dieser Art beteiligt. Doch die poetische Methode in dem Sinne, dass wir ohne festen Erkundungsplan in eine Gegend gereist und auch das Nebendraußen beobachtet und beschrieben hätten, haben wir bisher nicht angewandt. Ich vermute, dass wir dabei einige Überraschungen erleben werden. Wir sollten versuchen, ohne Hervorkehren unseres "Vorauswissens" und ohne "Hintergedankentum" (dies sind Einwände, die Handke gegen einen meiner experimentellen Reiseberichte erhoben hat) unsere Eindrücke aufzuschreiben. Es darf nicht von vornherein feststehen, was beachtenswert ist. Ich möchte vor allem vermeiden, dass wir nun beobachten und schreiben nach der Maxime: Poetisch ist, was der Bürgerinitiative Freie Heide nützt. Dann würden wir die bekannten Methoden der Aktionsforschung nur umetikettieren.⁴⁰ Die poetische Methode müssen wir als Disziplin erst noch entwickeln.

Die Kyritz-Neuruppiner Heide ist eine schöne Gegend. Wir können sie von Berlin aus leicht erreichen und als Deutsche können wir jede Nuance in den Antworten der Einheimischen verstehen. Das sind große Vorteile für ein Pilotprojekt. Sogar für die poetische Methode haben wir in Theodor Fontanes "Wanderungen durch die Mark Brandenburg" einen einheimischen Begleiter. Da dürfte das Forschen auch Spaß machen.

Auch der Bezug zur Friedensforschung ist deutlich. Rudolf Scharping hatte 1994 als Kanzlerkandidat für den Fall seiner Wahl noch das Ende der militärischen Nutzung versprochen. Seit 1999, das heißt seit den Einsätzen deutscher Piloten im Krieg gegen Jugoslawien sieht er den

³⁹ Susanne Hoch / Hermann Nehls (Hrsg.): Bürgerinitiative Freie Heide. Bombodrom - nein danke!, Berlin: Espresso Verlag, 2000 (320 S.)

⁴⁰ Theodor Ebert: Aktionsforschung - Zum Selbstverständnis des Friedensforschers im basisdemokratischen Engagement. In: Ulrich Albrecht u.a. (Hg.): Friedensforschung und Entwicklungspolitik. Jahrbuch für Friedens- und Konfliktforschung. Band IV, Düsseldorf 1975, S. 112-125

Bedarf anders. Bei Wittstock soll (angeblich nur mit Zementbomben) geprobt werden, was dann in anderen Ländern bestimmte Ziele trifft und explodiert.

Der Konflikt eignet sich für die Anwendung der poetischen Methode auch insofern, als es keine einfache Konfrontation von (relativ schweigsamer) Bundeswehr einerseits und gesprächsbereiter Widerstands-Bürgerinitiative andererseits gibt. Es ist neuerdings auch eine Initiative "Pro Bundeswehr" aufgetreten. Diese ist auch heimatverbunden. Sie ist bereit, die Bombenabwürfe in Kauf zu nehmen in der Erwartung, dass Wittstock dann eine Garnison erhält und dies der wirtschaftlich schwachen Region helfen wird.

Mich interessiert, ob die im Bombenabwurfgebiet Lebenden sich darüber im klaren sind, für welche Fälle auf dem Bombodrom geübt werden soll und wie sie persönlich ihre Verantwortung und auch die Alternativen zum militärischen Übungsgelände sehen. An aufklärenden Veranstaltungen hat es im Bombenabwurfgebiet in den vergangenen zehn Jahren nicht gefehlt. Ich habe mir auch schon mal überlegt, wie es sich auswirken würde, wenn ein Peter Handke nicht vor primär Literaturinteressierten, sondern vor gemischtem Publikum in einer Prignitzer Kirche aus "Unter Tränen fragend" vorlesen würde. Vielleicht würde dann einigen Prignitzern und indirekt auch den Literaturzirkeln aufgehen, auf was die Deutschen sich einlassen, wenn sie in der Prignitz das Bombardieren üben.

Unterstützung durch sachkundige, prominente Literaten ist eine feine Sache. Es hat der Bürgerinitiative Freie Heide daran auch nicht gefehlt. Walter und Inge Jens haben sich für die Bürgerinitiative Freie Heide eingesetzt. Doch ich denke, dass wir Friedensforscher zeigen sollten, dass wir unter Einbeziehen der poetischen Methode selbst etwas zu leisten vermögen. Es wäre doch blamabel, wenn wir nicht auch ohne einen Handke, doch in Erinnerung an seine Methode durch Gebrauch der deutschen Sprache unsererseits Friedenstexte zustande brächten. Im Gespräch mit Herbert Gamper hat Handke es uns gewissermaßen ins Stammbuch geschrieben, dass er sich keine Bewunderer, sondern schreibende Leser wünscht.

"Für mich ist ja immer das Herrlichste oder das Erfreulichste, wenn ein anderer, der selber schreibt, sagt: Also von Dir und Dir, von dem und dem, was Du da geschrieben hast, hab ich mich besonnen auf das, was ich machen möchte; ich hab das überhaupt nicht nachgeahmt, ich hab nie eine Insinuation bekommen, so wie Du zu schreiben, sondern ich bin von Dir auf meine Weise gebracht worden."⁴¹

Das bedeutet aus meiner Sicht, dass wir bewährte Methoden der Friedensforschung weiter nutzen, weiterhin interdisziplinär arbeiten, aber auch überlegen, ob wir in bestimmten Situationen unserem Ziel nicht näher kommen, wenn wir Friedenstexte verfassen unter Einmischung poetischer Mittel.

⁴¹ Peter Handke: Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen. Ein Gespräch, geführt von Herbert Gamper, Zürich: Ammann Verlag 1987. Hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe des Suhrkamp-Verlages, Frankfurt/M., 1990, S. 93-94

